

Федеральное агентство по образованию

**Государственное образовательное учреждение
высшего профессионального образования**

**НИЖЕГОРОДСКИЙ ГОСУДАРСТВЕННЫЙ
ЛИНГВИСТИЧЕСКИЙ УНИВЕРСИТЕТ
ИМ. Н. А. ДОБРОЛЮБОВА**

«СИНТЕЗ» ДВУХ ТЕКСТОВ

**Учебно-методические материалы по практике устной и
письменной речи для студентов IV курса факультета
немецкого языка**

Нижний Новгород 2007

Печатается по решению редакционно-издательского совета ГОУ ВПО НГЛУ.

Специальность: 022600 (031202) – Теория и методика преподавания иностранных языков и культур.

Дисциплина: Практикум по культуре речевого общения.

УДК 803.0 (075.8)

ББК 81.432 4-93

«Синтез» двух текстов: Учебно-методические материалы по практике устной и письменной речи для студентов IV курса факультета немецкого языка. – Нижний Новгород: Нижегородский государственный лингвистический университет им. Н.А. Добролюбова, 2007. - 99 с.

Учебно-методические материалы направлены на формирование у студентов IV курса навыков такого вида высказывания как «синтез двух текстов».

«Синтез» как вид высказывания базируется на смысловом и лингвистическом анализе предлагаемых текстов с целью выявления всех сходств и различий между ними для того, чтобы на выходе объединить все в единое целое и объяснить, каким образом два текста корреспондируют друг с другом в смысловом и лингвистическом плане в рамках одной и той же темы.

Составитель С.В. Муратова, канд.филол.наук, доцент

Рецензент Е.В. Лобановская, канд.филол.наук, доцент

© Издательство ГОУ ВПО НГЛУ, 2007

© Муратова С.В., 2007

Zum Einstieg:

1. Machen Sie sich mit den Besonderheiten einer Synthese bekannt.
2. Machen Sie sich die wichtigsten Punkte eines Text-Vergleichs!
 - Die **Aufgabe einer „Synthese“** besteht darin, beim Text-Vergleich alle Unterschiede und Gemeinsamkeiten im inhaltlichen und sprachlichen Aspekt zu entdecken und zum Schluss die Korrespondenz zwischen den beiden Texten erklären zu können.
 - Beim **Vergleichen** der Texte richten Sie sich nach den folgenden Punkten einer Interpretation:

	<u>Text 1</u>	<u>Text 2</u>
• <u>Thema</u>		
• <u>Sujet (JA)</u>		
• <u>Problemenkreis (Analyse)</u>		
• <u>Struktur</u>	3-teilig	keine Einleitung
• <u>Ezählperspektive</u>	Ich-Form	Er-Form
• <u>Rededarstellungsarten</u>	-e. Autoren-Rede -e. Figuren-Rede -e. Innere Monolog	-e. Autorenrede -e. Figurenrede ---
• <u>Text-Intension</u> (Anliegen des Autors)	---	---
• <u>sprachlich-stilistische Besonderheiten</u>	---	---
• <u>Textsorte-Markierung</u>	---	---
• <u>äußere Gestaltung</u> Titel/Untertitel, Fotos, Zeichnungen etc.	---	---
• <u>Erschlossenheit des Themas</u>	---	---
• <u>Eindruck auf den Leser</u>	---	---

3. Informieren Sie sich über die Merkmale der folgenden Funktionalstile:

- der Stil der Presse und Publizistik;
- der wissenschaftliche Stil;
- der populär-wissenschaftliche Stil;
- der Stil der schöngeistigen Literatur.

4. Die Ergebnisse präsentieren Sie im Seminar als Kurzvorträge.

5. Merken Sie sich einige Einleitungsmöglichkeiten, die Sie bei der „Synthese“ gebrauchen können.

- Die vorliegenden Texte weisen sowohl Gemeinsames (gemeinsame Züge) als auch Unterschiedliches auf.
- Sie sind durch ein und dasselbe **Thema** vereinbart, und zwar..., das aber verschieden behandelt wird. Im Text 1 geht es um... (**Inhaltsangabe**). Im Text 2 handelt es sich um... (**Inhaltsangabe**).
- **Der Problemenkreis** fällt in den beiden Texten (nicht) zusammen. Im Text 1 konzentriert man sich nur auf ein Problem, und zwar... . Und der Text 2 schneidet mehrere Probleme (Problemfragen) an, die im Text 1 überhaupt nicht auftauchen: Das sind... . In dieser Hinsicht ergänzen sich die beiden Texte, weil sie ermöglichen das Thema vielseitig zu betrachten./ Die Texte unterscheiden sich in der Problematik, weil der Text 1 mehrere Probleme anschneidet, wobei im Text 2 im Mittelpunkt nur eine Problemfrage steht, und zwar...
- **Das Figurenfeld** in den zu analysierenden Texten ist auch unterschiedlich:... .
- Wesentliche Unterschiede lassen sich auch in der **Struktur** der Texte feststellen: (eine klassische dreiteilige Struktur aufweisen: Einleitung, Hauptteil, Schluss...)/unvollendet sein.
- Da die beiden Texte verschiedene **Funktionalstile** repräsentieren, sind sie ganz unterschiedlich **linguistisch** organisiert.
- Ein schöngeistiger Text zeichnet sich durch ... aus: Dafür sorgen solche Sprachmittel wie ... (**Stilfigurenanalyse/Wortwahlanalyse/**

/Satzstrukturanalyse + Beispiele). Was wir im zum Vergleich gezogenen publizistischen Text vermissen: Er zeichnet sich durch Sachlichkeit, Konkretheit und eine besondere Dynamik aus. Das wird erzielt durch den Gebrauch von folgenden Sprachmitteln:...

- Aber dadurch verliert der publizistische Text kaum etwas, weil was in ihm sprachlich zu kurz kommt, wird durch **die äußere Ausgestaltung** aufgeholt, und zwar durch eine Bilder-/Fotoreihe. Das heißt, der im Zeitungsartikel zu behandelnde Stoff ist sehr gut bebildert, was natürlich zur Anschaulichkeit und zu einer besseren Fassbarkeit beiträgt.
- Ausgehend von **Textsorte-Aspekt** ist der publizistische Text eine Reportage, deren Wesenszüge die folgenden sind:... . Der schöngeistige Text ist eine Kurzgeschichte, weil er folgende Merkmale dieser literarischen Gattung aufweist:...
- Im Artikel scheint das **Thema erschöpfend erschlossen** zu sein. Der Verfasser zieht dabei eine ganz konkrete **Schlussfolgerung**, und zwar... . Während es in der Kurzgeschichte keinen Schlussteil gibt (das Ende der Geschichte bleibt offen), vermittelt dieser Text den Eindruck unvollendet zu sein und die Schlussfolgerungen überlässt der Autor dem Leser.
- Die Texte unterscheiden sich weiter auch darin, dass...

AUFGABENKOMPLEX 1

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) „Eine ganz alltägliche Geschichte“

An einer Berliner Oberschule soll kürzlich etwas Seltsames vorgefallen sein. Deutschlehrer Klein, ein ruhiger, seriöser Mensch, betritt den Raum. Wie immer. Die 10b sitzt lässig in den Bänken. Auch wir immer. Herr Klein beginnt:

„Leute, ich weiß zwar, dass ihr keinen Bock auf Deutsch habt, aber ich will euch heute eine irre Storz erzählen, die vor 200 Jahren gelaufen ist. Spannt eure Lauscher auf:

Ferdinand von Walter, ein adliger Typ, ist spitz wie'n Rettich auf Luise, eine Sonne von einer Frau aus dem Bürgertum. Luise steht auch auf ihren Queenbody. Zu ihrem Standesunterschied meinen sie beiden, das muß man nicht so verbissen sehen. Doch ihre Alten sagen: „Mit high life läuft hier nichts.“ Und sein Vater geht ihm laufend auf die Ketten, dass er'ne andere heiße Braut nehmen soll. Für die ist die Sache schon gebont, denn die fährt total auf Ferdinand ab. Doch er meint: „Die Platte brauchst du gar nicht erst aufzulegen.“

Inzwischen sind die Schüler leicht beunruhigt. „Ich denk, mir wächst'ne Feder“, flüstert Marion, „wie spricht denn Herr Klein heute?“ „Das halt ich ja im Kopf nicht aus, hat er sich vielleicht'n Knorpel angefeuchtet?“ denkt Olaf.

Herr Klein kommt zum Ende des Dramas. „Ferdinand Flippt vor Eifersucht total aus, weil so ein Dreher ihm'ne verschärfte Lüge aufgetischt hat. Mit einer Giftpulle schleicht Ferdinand zu seiner Luise, lüpft eiskalt einen und dreht auch einen Schluck an:

„Hau rein, Süße!“ Doch die Sache geht voll nach hinten los.

Sterbend gesteht Luise: „Oh Mann, was der Typ dir geflüstert hat, kannate vergessen!“ Doch zu spät. Der Junge klappt ab. Als sein alter Herr ihn um Verzeihung anhaut, meint Ferdinand erst: „Geh mir vom Acker!“ Doch dann haucht er: „Normale Sache` und reicht dem Vater die Flosse.“ Es klingelt. Wie aus einem Alptraum erwacht die 10b. Bedächtig wie immer räumt Herr Klein ordentlich seine Aktentasche ein und verabschiedet sich mit folgenden Worten: „Das war „Kabale und Liebe“ von Friedrich Schiller, ganz mit euren Worten wiedergegeben.“

Aus: „Junge Welt“ vom 20.03. 1989

(2) Jochen Köhler

Unterrichtsprotokolle des Kreuzberger Hauptschullehrers

Vertretungsstunde Deutsch, 9, Klasse. Als ich reinkomme, sitzt eine große Blonde auf der Heizung. Die Jalousien sind runtergelassen. Ein Sitzenbleiber, der mich von früher kennt, ruft: „Ach, du Scheiße!“ Trotzdem ist's eigentlich friedlich.

Drei sitzen manierlich auf einem Sofa hinten: „Ham wer jetzt bei dem“? – „Ja, bei mir“, die Schüler sollen sich nun an ihre Tische setzen.

Das tun sie nicht. Zwei, die am Tisch gesessen haben, gehen zum Sofa. Ich nicke der Blondin freundlich zu und sage, sie solle sich doch bitte an ihren Tisch setzen. Sie antwortet, während jemand zur Tür reinkommt, ihr sei kalt, und als sich der Hereingekommene auf einen Stuhl setzt, schreit sie ihn an, das sei ihr Platz. Der wiederum antwortet: „Du spinnst wohl.“ Ein anderer fragt: „Was machen wir heute?“ Lars ruft wieder „Ach, du Scheiße!“ Einer in meiner Nähe empfiehlt, man solle den Hausmeister holen, um die Jalousien hochziehen zu lassen.

Ich gehe zum Schalter und knipse die Neonlichter an. An den zu einem Kreis zusammengestellten Tischen sitzen etwa 15 bis 20 Jugendliche in pastellfarbenen, weiten Sachen oder Jeans, dazwischen auch Mädchen mit türkischen Kopftüchern, Kaum auf meinem Platz, geht das Licht wieder aus.

Der Junge, der es ausgeknipst hat, schlendert in Turnschuhen und Jogginghosen zum hinteren Platz zurück, alle Schüler sehen zu ihm hin. Für einen Augenblick ist es still, es geschieht nichts.

Aus: „Der Spiegel“, vom 11.04. 1988.

AUFGABENKOMPLEX 2

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) C.G. Jung

Ein Schulerlebnis

Wir hatten ein Aufsatzthema bekommen, für das ich mich interessierte – und das kam sehr selten vor. Ich strengte mich also an und schrieb fleißig. Ich hoffte, dass meine Arbeit zu den ersten gehören würde: unser Lehrer gab nämlich unsere Aufsätze in der Reihenfolge ihrer Qualität zurück. – Als erster kam der Aufsatz des Klassenbesten dran. Das war in Ordnung. Dann folgten die Aufsätze der anderen, und immer noch wartete ich auf meinen Namen: er wollte nicht kommen. Es ist doch unmöglich, dachte ich, dass mein Aufsatz so schlecht ist, dass er noch schlechter als die schlechtesten Aufsätze sein könnte. Was ist denn los?

Als alle Aufsätze besprochen waren, machte der Lehrer eine Atempause und sagte dann: „Jetzt habe ich noch einen Aufsatz, - den von Jung. Er ist weitaus der beste, und ich hätte ihm den ersten Platz gegeben. Aber leider ist er ein Betrug. Wo hast du ihn abgeschrieben? Sag’ die Wahrheit!“

Ich sprang ebenso erschrocken wie wütend auf und rief: „Ich habe ihn nicht abgeschrieben! Im Gegenteil: ich habe mir besondere Mühe gegeben.“

Er aber schrie: „Du lügst! So einen Aufsatz kannst du gar nicht schreiben! Das glaubt niemand. Also – wo hast du ihn abgeschrieben?“

Ich beteuerte vergebens meine Unschuld (ich erklärte feierlich, dass ich unschuldig sei), aber das machte keinen Eindruck auf den Lehrer. Er antwortete: „Das kann ich dir sagen: wenn ich wüsste, wo du ihn abgeschrieben hast, würdest du aus der Schule fliegen.“ Und er blickte zornig aus dem Fenster.

Meine Kameraden warfen mir zweifelnde Blicke zu, und ich sah mit Schrecken, dass sie dachten: „Aha, so einer ist der!“ Sie glaubten mir nicht.

Ich fühlte, dass ich ganz allein war. Nichts konnte mir helfen, denn wie kann man beweisen, dass man einen Aufsatz nicht abgeschrieben hat?

Aus: C. G. Jung: Erinnerungen, Träume, Gedanken

(2) Bert Brecht als Schüler

Als Bertold Brecht noch die Schule besuchte, war er einmal so schlecht im Fach Französisch, dass er – übrigens gleichzeitig mit einem anderen Schüler – sitzen bleiben sollte. Die letzte schriftliche Arbeit musste die Entscheidung bringen.

Als der Lehrer den beiden Schülern ihre Hefte zurückgab, waren sie voll von roten Strichen. Brechts Leidensgenosse radierte in seiner Verzweiflung heimlich einige Fehler aus und ging dann zum Lehrer, um gegen die schlechte Note zu protestieren. Aber der Lehrer hielt das Blatt gegen das Licht, merkte den Betrug, und das Schicksal des Schülers war entschieden.

Ganz anders handelte der junge Brecht. Er wusste genau, dass er sich nur retten konnte, wenn er klüger vorging. Er vermehrte heimlich die Zahl seiner Fehler, indem er Wörter, die vollkommen richtig geschrieben waren, rot unterstrich. Dann ging er mit seinem Heft zum Lehrer und machte ihn auf den ersten angeblichen Irrtum aufmerksam. Der Lehrer stutzte. „Wirklich“, sagte er, „da habe ich mich geirrt...“. „Und hier noch einmal“, rief Brecht, während sein Gesichtsausdruck härter wurde.

AUFGABENKOMPLEX 3

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) K. Tucholsky

Augen in der Großstadt

Wenn du zur Arbeit gehst
Am frühen Morgen,
wenn du am Bahnhof stehst
mit deinen Sorgen:
 da zeigt die Stadt
 dir asphaltglatt
im Menschentrichter
Millionen Gesichter:
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider -
Was war das? Vielleicht dein Lebensglück...
Vorbei, verweht, nie wieder.
Du gehst dein Leben lang
Auf tausend Straßen;
Du siehst auf deinem Gang,
die dich vergaßen.
 Ein Auge winkt,
 die Seele klingt;
du hast's gefunden,
nur für Sekunden...
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider;

Was war das? Kein Mensch dreht die Zeit zurück...

Vorbei, verweht, nie wieder.

Du musst auf deinem Gang

Durch Städte wandern;

Siehst einen Pulsschlag lang

Den fremden ändern.

Es kann ein Feind sein,

es kann ein Freund sein, es kann im Kampfe dein

Genosse sein.

Er sieht hinüber

Und zieht vorüber

Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,

die Braue, Pupillen, die Lider.

Was war das?

Von der großen Menschheit ein Stück!

Vorbei, verweht, nie wieder.

(2) E. Heidenreich

„Erika“ (Fragment)

Ich hatte das ganze Jahr hindurch gearbeitet wie eine Verrückte und fühlte mich kurz vor Weihnachten völlig leer, ausgebrannt und zerschlagen. Es war ein schreckliches Jahr gewesen, obwohl ich sehr Geld verdient hatte. Es war, als hätte ich zu leben vergessen. Ich hatte meine Freunde kaum gesehen und war nicht in Urlaub gefahren, meine Mahlzeiten hatte ich irgendwo zwischen Tür und Angel im Stehen eingenommen – Gyros und Krautsalat, ein Stück Pizza, ein paar Tortillas und dazu zwei, drei Margaritas -, oder ich hatte zu Hause ein paar Rühreier aus der Pfanne gegessen, vor dem Fernseher, und an vielen Tagen hatte ich auch gar nichts gegessen und nur Wein, Kaffee und Gin getrunken und war wie ein Stück Blei ins Bett gefallen, ohne die Post zu öffnen oder den

Anrufbeantworter abzuhören, traumlos, leblos. Ich hätte gar nicht soviel arbeiten müssen, aber ich stürzte mich in jede neue Aufgabe, um nur ja nicht nachdenken zu müssen über Vaters Tod, über meine Scheidung, über die Krankheit, die sich in mir festfraß und mir unmissverständliche Signale gab, dass ich dieses Tempo nicht mehr lange würde durchhalten können. Ein paar Tage vor Weihnachten - ich war gerade nach Hause gekommen und hatte mich vor Erschöpfung nach einem Sechzehn-Stunden-Tag einfach in Mantel und Stiefeln der Länge nach auf den Teppich gelegt und nur noch ganz flach geatmet – klingelte das Telefon. Normalerweise hebe ich nie ab. Ich lasse den Apparat laufen und höre mit, wer anruft, und meist schüttelt es mich dann vor Entsetzen, wem ich da beinahe durch einen Griff zum Hörer in die Falle gegangen wäre. Aber an diesem Abend nahm ich sofort ab, ohne nachzudenken, es war ein Reflex. Das Telefon stand neben mir auf dem Fußboden, und beim ersten Ton griff ich danach wie nach einem allerletzten Lebenszeichen von da draußen. „Ja!“ sagte ich, und ich, hätte auch genauso tonlos „Hilfe!“ sagen können.

Es war Franz, und er rief mich aus Lugano an. Franz und ich hatten vor Jahren mal eine Weile zusammengelebt, uns dann aber einigermaßen friedlich getrennt und beide geheiratet. Inzwischen waren wir auch beide wieder geschieden, und er lebte in Lugano und ich in Berlin. Die Stadt saugt den letzten Tropfen Lebensblut aus mir, hält mich fest und lässt mich nicht atmen und nicht gehen und zersetzt mich ihrer Aggressivität wie Rost ein altersschwaches Auto. Berlin lockt mich an jeder Ecke zum Saufen, zum Morden, zum Selbstmord.

Franz arbeitet in Lugano bei einem Architekten, und ab und zu schreiben wir uns alberne Karten. Manchmal traf ich seine Mutter, die so gern gesehen hätte, dass wir zusammengeblieben wären und die in Berlin langsam vermoderte, wie so viele alte Leute. Sie erzählte mir dann ein bisschen von ihm, aber Mütter wissen ja nichts von ihren Kindern, und ich erfuhr nur, dass es Franz gut gehe, und er verdiene viel, sie sei allerdings noch nie in Lugano gewesen.

Aus: „Kolonien der Liebe“ von E. Heidenreich

AUFGABENKOMPLEX 4

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) W. Borchert

Hamburg

H a m b u r g!

Das ist mehr als ein Haufen Steine, Dächer, Fenster, Tapeten, Betten, Straßen, Brücken und Laternen. Das ist mehr als MÖwengelächter, Straßenbahnschrei und das Donnern der Eisenbahnen – das ist mehr als Schiffssirenen, kreischende Kräne, Flüche und Tanzmusik – oh, das ist unendlich viel mehr.

Das ist unser Wille, zu sein. Nicht irgendwo und irgendwie zu sein, sondern hier und nur hier zwischen Alsterbach und Elbestrom zu sein – und nur zu sein, wie wir sind, wir in Hamburg. Das geben wir zu, ohne uns zu schämen: Daß uns die Seewinde und die Stromnebel betört und behext haben, zu bleiben – hierzubleiben! Daß uns der Alsterteich verführt hat, unsere Häuser reich und ringsherum zu bauen – und dass uns der Strom, der breite graue Strom verführt hat, unserer Sehnsucht nach den Meeren nachzusegeln, auszufahren, wegzuwandern, fortzuwehen – zu segeln, um wiederzukehren, krank und klein vor Heimweh nach unserm kleinen blauen Teich inmitten der grünhelmigen Türme und grauroten Dächer.

H a m b u r g, S t a d t: Steinwald aus Türmen, Laternen und sechsstöckigen Häusern; Steinwald, dessen Pflastersteine einen Waldboden mit singendem Rhythmus hinzaubern, auf dem du selbst noch die Schritte der Gestorbenen hörst, nachts manchmal.

S t a d t: Urtier, raufend und schnaufend, Urtier aus Höfen, Glas und Seufzern, Tränen, Parks und Lustschreien – Urtier mit blinkenden Augen im

Sonnenlicht: silbrigen, öligen Fleeten! Urtier mit schimmernden Augen im
Mondlicht: zittrigen, glimmernden Lampen!

S t a d t: Heimat, Himmel, Heimkehr – Geliebte zwischen Himmel und
Hölle, zwischen Meer und Meer; Mutter zwischen Wiesen und Watt, zwischen
Teich und Strom; Engel zwischen Wachen und Schlaf, zwischen Nebel und
Wind: H a m b u r g!

Und deswegen sind wir den Anderen verwandt, denen, die in Haarlem,
Marseille, Frisco, und Bombay, Liverpool und Kapstadt sind – und die Haarlem,
Marseille, Frisco und Kapstadt so lieben, wie wir unsere Straßen lieben, unsern
Strom und den Hafen, unsere Möwen, den Nebel, die Nächte und unsere Frauen.

Ach, unsere Frauen, denen die Möwenflügel die Locken
durcheinandertoben – oder war es der Wind? Nein, der Wind ist es, der den
Frauen keine Ruhe gibt – an den Rücken nicht und an den Locken nicht. Dieser
Wind, der den Matrosen auf See und im Hafen ihre Abenteuer ablauert und dann
unsere Frauen verführt mit seinem Singsang von Ferne, Heimweh, Ausfahrt und
Tränen – Heimkehr und sanften, süßen, stürmischen Umarmungen.

Unsere Frauen in Hamburg, in Haarlem, Marseille, Frisco und Bombay, in
Liverpool und Kapstadt – und in Hamburg, in Hamburg! Wir kennen sie so und
lieben sie so, wenn der Wind uns ihre Knie mit einem frechen Pfiff für zwei
Sekunden verschenkt, wenn, er uns eine unerwartete Zärtlichkeit spendiert und
uns eine weiche Locke gegen die Nase weht: Lieber herrlicher Hamburger
Wind! H a m b u r g!

Das ist mehr als ein Haufen Steine, unaussprechlich viel mehr! Das sind die
erdbeerüberladenen, apfelblühenden Wiesen an den Ufern des Elbestromes – das
sind die blumenüberladenen, backfischblühenden Gärten der Villen an den Ufern
des Alsterteiches.

Das sind weiße, gelbe, sandfarbene und hellgrüne flache Lotsenhäuser und
Kapitänsnester an den Hügeln von Blankenese. Aber das sind auch die
schmutzigen schlampigen lärmenden Viertel der Fabriken und Werften mit

Schmierfettgestank, Teerruch und Fischdunst und Schweißatem. Oh – das ist die nächtliche Süße der Parks an der Alster und in den Vortstädten, wo die Hamburger, die echten Hamburger, die nie vor die Hunde gehen und immer richtigen Kurs haben, in den seligen sehnsüchtigen Nächten der Liebe gemacht werden. Und die ganz großen Glückskinder werden auf einem kissenduftenden, fröscheumquakten Boot auf der mondenen Alster in dieses unsterbliche Leben hineingeschaukelt!

H a m b u r g!

Das sind die tropischen tollen Bäume, Büsche und Blumen des Mammutfriedhofes, dieses vögeldurchjubelten gepflegtesten Urwalds der Welt, in dem die Toten ihren Tod verträumen und ihrer ganzen Tod hindurch von den Möwen, den Mädchen, Masten und Mauern, den Maiabenden und Meerwinden phantasieren. Das ist kein karger militärischer Bauernfriedhof, wo die Toten (in Reih und Glied und in Ligusterhecken gezwungen, mit Primeln und Rosenstöcken wie mit Orden besteckt) auf die Lebenden aufpassen und teilnehmen müssen an dem Schweiß und dem Schrei der Arbeitenden und Gebärenden – ach, die können ihren Tod nicht genießen! Aber in Ohlsdorf – da schwatzen die Toten, die unsterblichen Toten, vom unsterblichen Leben! Denn die Toten vergessen das Leben nicht – und sie können die Stadt, ihre Stadt, nicht vergessen!

H a m b u r g!

Das sind diese ergrauten, unentbehrlichen, unvermeidlichen Unendlichkeiten der untröstlichen Straßen, in denen wir alle geboren sind und in denen wir alle eines Tages sterben müssen – und das ist doch unheimlich viel mehr als nur ein Haufen Steine!

Gehe hindurch und blähe deine Nasenlöcher wie Pferdenüstern: Das ist der Geruch des Lebens! Windeln, Kohl, Plüschsofa, Zwiebeln, Benzin, Mädchenträume, Tischlerleim, Kornkaffee, Katzen, Geranien, Schnaps, Autogummi, Lippenstift – Blut und Schweiß – Geruch der Stadt, Atem des

Lebens: Mehr, mehr als ein Haufen Steine! Das ist Tod und Leben, Arbeit, Schlaf, Wind und Liebe, Tranen und Nebel!

Das ist unser Wille, zu sein: H a m b u r g!

(2) Hamburg. Flagge und Wappen.

Hamburg (amtl. Freie und Hansestadt H.), größte Stadt der BR Deutschland zugleich B.-Land, beiderseits der Elbe, 110 km oberhalb ihrer Mündung, 748 km², 1,586 Mill. E (Mitte 1985), 2 120 E/km². Sitz der Landesreg. (Senat), zahlr. B.-Ämter und B.-Anstalten; staatl. Münzprägestalt; Univ. (gegr. 1919) mit Univ.krankenhaus Eppendorf, Techn. Univ. H.-Harburg (mit eingeschränktem Studienbetrieb), Hochschulen für Wirtschaft und Politik, für Musik und darstellende Kunst, für bildende Künste, Hochschule der Bundeswehr, Fachhochschule mit 14 Fachbereichen. Wiss. Gesellschaften und Forschungsanlagen, u.a. Dt. Elektronensynchrotron, Dt. Übersee-Inst; Schiffbau-Versuchsanstalt, Zahlr. Bibliotheken, Museen, Theater, u.a. Staatsoper (gegr. 1678), Thalia Theater. Botan. Garten, Zoo, Sporthalle, Volksparkstadion, zwei Trabrennbahnen. H. ist der bedeutendste Presseplatz der BR Deutschland mit mehreren Nachrichtenagenturen (u.a. dpa), zahlr. Zeitungs-, Zeitschriften- und Buchverlagen, mit Film- und Fernsehstudios. Messegelände, modernes Kongreßzentrum.

Wirtschaft: $\frac{2}{3}$ % der dt. Seeredereien haben in H. ihren Sitz sowie zahlr. Groß- und Außenhandelsfirmen, Wirtschaftsverbände, Kreditinstitute und Versicherungsgesellschaften. H. verfügt über eine Börse, einen Seefischmarkt, über Blumen-, Gemüse- und Obstgroßmärkte. H. ist der zweitgrößte Konsularplatz der Welt. Der Hafen mit zahlr. Umschlags- und Lagereinrichtungen sowie einem Containerterminal verfügt über eine Gesamtfläche von 8 900 ha, davon 3 700 ha Wasserfläche. Für den Bau eines Vorhafens wurde 1962 eine rd. 95 km² große Wattfläche vor Cuxhaven mit den Inseln Neuwerk und Scharhörn erworben. Neben der traditionellen Schiffbauind.

ist H. Standort für Mineralöl-, elektrotechn.-, chem. Ind., für Metall-, Nahrungs- und Genußmittelindustrie.

Verkehr: Den natürl. Gunstraum für die Hafenanlagen bildet das hier 8-12 km breite Urstromtal der Elbe mit seinem Stromspaltungsgebiet (Marsch); es erschwerte aber bis ins 19. Jh. den Übergangsverkehr zw. den Geestrücken im N und S des heutigen Stadtgebiets. Elbtunnels wurden 1911 und 1974 dem Verkehr übergeben. Im SO der Stadt wurde in Maschen (Ortsteil von Seevetal, Nds.) 1977 der größte europ. Rangierbahnhof eingeweiht. Ein Verkehrsverbund (u.a. U- und S-Bahn) mit Gemeinschaftstarif bedient den Nahverkehr; in H.-Fuhlsbüttel.

Geschichte: Um 825 entstand das Kastell **Hammaburg**, 834 und 1043-72 Erzbistum, unter den Schauenburgern ab 1189 erhielt die Neustadt um St Nikolai Handels-, Zoll- und Schiffahrtsprivilegien auf der Niederelbe. 1215 schlossen sich Alt- und Neustadt zusammen (um 1300: rd. 5 000 E). Eines der ersten Mgl. der Hanse (im 14. Jh. deren wichtigster Umschlagplatz zw. Nordsee- und Ostseeraum). 1420 Gewinn von Bergedorf und den Vierlanden. Seit dem Spät-MA durch den 1190 (?) erstmals nachweisbaren, vom Patriziat gewählten Rat regiert. Seit etwa 1460 und endgültig seit 1510 galt H. ab Reichsstadt Einführung der Reformation 1529; 1558 Gründung der ersten Börse in Deutschland und im nördl. Europa. 1616-25 entstand die Befestigung. Kulturelle Blüte im 17./18.Jh. (u.a. 1678 Gründung der ersten dt Oper; 1767 des Hamburg. Nationaltheaters), 1806 frz. Besetzung; trat 1815 als Freie Stadt dem Dt. Bund, 1867 dem Norddt. Bund und 1871 dem Dt. Reich, erst 1888 dem Dt. Zollverein bei. Durch das Groß-H.-Gesetz von 1937 wurden die Städte Altona (mit dem 1927 eingemeindeten Blankenese), Harburg-Wilhelmsburg und Wandsbek sowie 28 Landgemeinden mit H./vereinigt, die Städte Cuxhaven und Geesthacht jedoch ausgegliedert. 1938 Einheitsgemeinde. Mitte 1946 als dt. Land innerhalb der brit. Besatzungszone neu gebildet. Führende Partei wurde die SPD, die seit 1946, ausgenommen die Jahre 1953-57 (Hamburger Block aus CDU, FDP und

DP) den Ersten Bürgermeister stellt. Bei den Wahlen vom Nov. 1986 konnte die CDU ihre Stellung deutlich verbessern, so daß es zu einer Pattsituation kam (CDU 41,9%, SPD 41,8%, Grüne 10,4%, FDP 4,8%) und die CDU mit 54 Sitzen stärkste Fraktion wurde.

Verfassung: Nach der Verfassung von 1952 liegt die Gesetzgebung beim Landesparlament, der *Bürgerschaft*, deren 120 Mgl. auf 4 Jahre gewählt werden. Die Landesreg. (*Senat*), Träger der Exekutive, besteht aus den von der Bürgerschaft gewählten (z. Z. 14) Senatoren und wählt zwei von ihnen zu Bürgermeistern, von denen einer zugleich Senatspräs, ist.

Bauten: 1842 richtete ein Brand, im 2. Weltkrieg Luftangriffe schwere Zerstörungen an. Wiederhergestellt wurden u.a. die barocke Kirche Sankt Michaelis (18. Jh.), deren Turm (sog. Michel) das Wahrzeichen der Stadt ist, Sankt Jacobi (14. Jh.) mit Schnitgerorgel (1689-93), Sankt Katharinen (14./15.Jh.), die Börse (1839-41), die Staatsoper (19.Jh.). In der Altstadt sind das Rathaus (1886-97), die Ellerntors- und die Zollenbrücke sowie einige Häuser des 17./18.Jh. erhalten, u.a. die Krameramtswohnungen. Im Bereich um die Binnenalster liegen exklusive Einkaufsstraßen, u.a. der Jungfernstieg. Der monumentale Hauptbahnhof wurde 1902-06 erbaut. Nach dem 1. Weltkrieg entstanden bed. Bürobauten, u.a. das Chilehaus, der Sprinkenhof, das Shellhaus. Neubauten nach dem 2. Weltkrieg sind das Hochhaus des Axel-Springer-Verlags, das Postscheckamt, die Gemüsegroßmarkthalle, das Amerikahaus, IBM-Haus, Congreß Zentrum u.a. Von den zahlr. Grünanlagen sind v. a. die Ufer der Außenalster sowie der Volkspark „Planten un Blumen“ zu nennen. Berühmt ist der ab 1877 angelegte Ohlsdorfer Waldfriedhof. - Auch die Außenbez. und Vororte verfügen über bemerkenswerte Baudenkmäler. In *Altona* wurde die barocke Hauptkirche wiederhergestellt; erhalten sind klassizist Gebäude (1801-25) an der Palmaille, das Neue Rathaus (1896-98).

AUFGABENKOMPLEX 5

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) Max Frisch

Ein Mädchen und ein junger Mann

Ein Mädchen und ein junger Mann haben zusammen ihre Jugend verbracht, bis es nicht mehr ging, und das alles ist lange her. Daß eine Liebe einfach verenden kann, es war nicht hinzunehmen; beide hielten es für eine Schuld, daß die Liebe sie verließ, und aus der Heuchelei, die ihre Zuflucht wurde, wucherten die wirklichen Verschuldungen. Da war das Versprechen der Ehe, das sich nicht halten ließ; man kann sich nicht aus Anstand heiraten. Das Mädchen, als sie endlich und zum letztenmal auseinandergingen, sank an der Haustüre zusammen, bewußtlos, so das er sie tragen mußte, und als sie wieder zum Bewußtsein kam, stand er noch immer da, zum letztenmal entschlossen, daß sie heiraten werden. Er wolte kein Schuft sein, nicht diesem einzigen Menschen gegenüber, den er geliebt hatte wie noch keinen ändern, und er war ein Schuft, was immer er sagte,; er konnte es nicht halten. Das Gehen war Verrat, das Bleiben war Verrat. Das alles kostete viel Irrtum und Blut; es war eine häßliche Zeit, wüst und wir ... Einmal, vielen Jahren später, schreibt er einen Brief. Er weiß nicht, was er eigentlich schreiben soll. Er weiß, daß seine Verschuldungen nicht verjähren, und es soll keine Abbitte sein, keine Wehmut. Die Verschuldungen, die wir begehen, bleiben unsere Sache. Nur ein Gruß soll es sein. Er drängt ihn so klar, und er weiß nicht, warum er dieses Drängen töten soll. Erschickt den Brief, der fraglos ist, und erwartet nichts. Aber noch damit erwartet er zuviel. Die Antwort, die dennoch kommt, ist heftig und bitter und voll Rechthaberei. Es gibt eine männliche Rechthaberei, die stur und tumb ist und vielleicht gewaltsam, und es gibt eine weibliche Rechthaberei, die anders ist, eifernd und kleinlich. Als er den

Brief gelesen hat, steht er mit der Beschämung eines Menschen, der durch eine falsche Türe getreten ist und eine Entblößung sehen muß, die ihn nicht angeht; er steckt den Brief in einen neuen Umschlag und schickt ihn zurück. Sich selber nennt er einen Esel, es wäre die erste Frau gewesen, die großmütig bleibt, wo sie nicht mehr liebt, und in dem Alter unterdessen erreicht hat, dürfte ihn diese Erfahrung nicht mehr überraschen –

Wieder vergehen Jahre.

Einmal, es ist in einer ändern Stadt, geht er eine Treppe hinunter, zerstreut und ohne Blick; er fühlt nur, daß jemand, der eben die Treppe heraufkommt, plötzlich stehenbleibt und ihm den Weg verstellt. Es ist eine Frau, die ihn offen und betroffen anschaut, und eine Weile, während er ihrem Gesicht gegenübersteht, weiß er nicht sicher, wer es ist. Er sucht umsonst. Natürlich kennt man sich; es ist ein Gesicht, das ihn duzt, auch wenn es schweigt, ein gutes und reifes und warmes Gesicht, das über seinem ratlosen Suchen langsam zu lächeln beginnt und auf diese Weise vergißt, daß es selber betroffen war, und endlich, als er begreift, geben sie einander die hand. Was sollen sie sprechen? Er will nicht fragen, und über das Wetter sprechen können sie auch nicht; er sagt:

„Es geht dir gut!“

„Und dir?“

„Du hast Kinder...“

„Ja!“ sagt sie fröhlich: „Und du auch...“

Das Gespräch ist ganz leicht und frei. Nur der Umstand, daß ihm noch immer nicht ihr Name auf die Zunge kommt, stellt alles wie hinter einen Schleier. Daß sie ihm noch einmal von vorne begegnet, er hätte damit rechnen müssen. Ebenso wenig wie an ihren Namen, denn er durch ein namenloses Du ersetzt, kann er sich im Augenblick erinnern, wie sich eigentlich die Geschichte mit dem Brief verhielt: ob er ihn wirklich zurückschickte damals, oder dachte er nur daran, wollte er es nur - „Das ist meine Frau“, sagt er: „Und das ist Annemarie“. Jetzt hat er auch den Namen, und überhaupt ist er es, der fortan

redet, während die beiden Frauen, ohne daß sie die Augen dazu brauchen, einander anschauen. Irgendwie bleibt es unwahrscheinlich, daß es zwei sind. Als man weitergeht, sagt Annemarie genau, was er selber hätte sagen wollen; er sagt nur:

„Leb wohl!“

Sie sagt: Ich bin so froh, daß wir uns noch einmal gesehen haben". Das tönt fast, als wäre ein Sterben in Sicht; sicher dachte sie durch aus nicht an Tod, es war nur das Gefühl eines Endgültigen, das auch ihn über die Treppe hinunter begleitet, und all die müßigen Gedanken, die nachher kommen. Gedanken, ob es möglich wäre, daß unser Leben hätte anders verlaufen können, am Ende sind sie nichts anderes als Wellen, die um das Endgültige branden, das wir anders nicht begreifen.

(2) Liebesbriefe

Karin und Lutz, die uns erlaubten, einen Blick in ihren persönlichen Briefwechsel zu tun, lernten sich kennen, als sie noch Lehrling in einer Apotheke war und er bei der Armee seinen Dienst tat. Sie schrieben sich viele Briefe, auch nachdem Lutz von der Armee entlassen worden war, denn der junge Motorenschlosser wohnte in Magdeburg und sie in einem Dorf bei Greifswald. Ihre Briefe zeigen, wie zwei junge Menschen unserer Tage denken und fühlen und sich näherkommen. Inzwischen Sind beide verheiratet und leben in Magdeburg.

Lutz an Karin

Du fragst, warum ich mich für das schöne Wochenende bedankt habe. Karinchen, Du kannst mir glauben, das war für mich das wunderschönste Wochenende in meinem ganzen Leben. Auch wenn es Dir nicht recht sein sollte, ich habe mich in Dich verliebt! Jetzt wirst Du sicher lachen. Ich wollte es Dir ja eigentlich erst beim nächsten Besuch sagen, aber ich muß es Dir gleich heute

schreiben. Wenn Du natürlich schon jemanden kennst, den Du gern hast, dann sage es mir bitte offen, denn ganz wohl ist mir nicht.

Karin an Lutz

Jetzt sitze ich schon fast zwei Stunden über diesem Brief und kann einfach nicht schreiben. Mir geht so vieles durch den Kopf, aber ich finde keinen Anfang und kein Ende. Ach, ich kann nicht schreiben. Ich versuche es morgen noch einmal. Sei mir bitte nicht böse, ja? Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist. So etwas ist mir noch nicht passiert.

P.S.: Eines kann ich Dir jedoch gleich schreiben. Ich freue mich schon auf den 19. September.

Lutz an Karin

Dieser Brief fällt mir nicht leicht, Durch mein' Telegramm hast Du sicher schon erfahren, daß ich am Wochenende nicht kommen kann. Am Donnerstag früh fragte mich mein Meister, ob ich nicht am Wochenende arbeiten wolle. Wir hatten unseren Plan nicht geschafft, und ich hatte nicht mehr daran gedacht, daß Du bereits in dieser Woche aus dem Krankenhaus entlassen wirst. Also sagte ich zu. Als am Abend Dein Telegramm kam, wußte ich nicht, was ich machen sollte. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen und nur überlegt: Was machst du? Was ist richtig? Heute morgen habe ich mich dann entschlossen, nicht zu fahren. Karinchen, ich hoffe, Du verstehst meine Entscheidung.

Karin an Lutz

Was meinst Du, wie wütend ich bin. Ich war felsenfest überzeugt, daß Du kommst, und nun erhielt ich am Freitag Dein Telegramm und heute Deinen Brief. Ich glaube bald, daß mit uns alles schiefgeht.

Lutz an Karin

Dein Brief von gestern läßt mir keine Ruhe. Ich lese ihn immer und immer wieder und frage mich, warum Du plötzlich alles so schwarzsiehst. Ich kann mir ein Leben ohne Dich gar nicht mehr vorstellen. Aber das Leben besteht nicht

nur aus gemeinsam verbrachter Zeit. Auch in einer Ehe gibt es nicht nur schöne Stunden. Jeder hat seinen Beruf, und jeder hat in seinen Beruf Verpflichtungen.

Das Mädchen, mit dem ich früher zusammen war, ging gern aus. Wir waren sehr oft tanzen und ein Bier trinken. Ich habe dadurch meine Arbeit für die Schule vernachlässigt. Das Ergebnis war, daß ich die schriftliche Prüfung in Mathematik mit Fünf ablegte. Nachdem ich den Unterrichtsstoff von anderthalb Jahren nachgearbeitet hatte, gelobte ich mir: So einen Fehler machst du nicht wieder.

Karin an Lutz

Ich frage mich immer wieder, ob ich überhaupt für die Ehe tauge. Ich glaube bald, es müßte eine Eheerlaubnis geben, so ähnlich wie die Erlaubnis, Auto zu fahren. Aber auch sie schützt nicht vor Unfällen.

Lutz an Karin

Du fragst, warum Du nicht sein kannst, wie Du es Dir vorstellst. Ich kann es Dir sagen: Weil Du zum perfekten Menschen würdest, und perfekt Menschen sind langweilig. Man sollte sich immer so geben, wie man ist, Karin. Wenn Du weinen mußt, dann weine, und wenn Du lachen möchtest, dann lache. Es hat keinen Zweck, seine Gefühle zu verbergen. Ich habe das an mir selbst beobachtet.

Karin an Lutz

Eigentlich weiß ich gar nicht, was ich Dir schreiben soll. Aber wenn ich so schreibe, dann bist Du mir irgendwie näher. Ich liebe Dich nämlich. Und damit ich nicht noch weiter Unsinn schreibe: Tschüs und viele Grüße und tausend Küsse. Deine Karin.

AUFGABENKOMPLEX 6

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) Christine Nöstlinger

Liebeskummer

Der Vater kehrt vom Klo ins Wohnzimmer zurück. Er schließt den Hosenbundknopf, deutet zum Vorzimmer hin und spricht:

„Das Kind weint! Es schluchzt aus ihrem Zimmer!“ „Sie hat Liebeskummer“, sagt die Mutter.

„Wieso hat sie Liebeskummer?“ Der Vater schaut kugelrund, geht zum Fernsehapparat und schaltet ihn ab. Er ist ein guter Vater! Wenn seine Tochter Liebeskummer hat, ist ihm das wichtiger als ein Fußballmatch der B-Liga.

„Weil sie am Telefon von der Gabi gehört hat, daß der Michi mit der Andrea ins Kino gegangen ist, sagt die Mutter. Dann strickt sie wieder; ganz so, als sei nun alles erklärt.

„Wer ist der Michi?“ fragt der Vater. "Ist das der, der vorige Woche unseren Rollschinken aufgefressen hat?“

Die Mutter schüttelt den Kopf. Der, der vergangene Woche, am Mittwoch, den fürs Nachtmahl vorgesehenen Rollschinken aufgegessen hat, ist der Xandi. Der bekommt immer irren Hunger, wenn er Mathematik lernt, aber am Liebesleid der Tochter ist er völlig unschuldig.

„Der Michi ist der Große mit den roten Ringellocken und der randlosen Brille“, sagt die Mutter. „Der, dem du gesagt hast, daß er ein Trottel ist, wenn er ohne Helm Moped fährt!“

„Der?“ Der Vater lehnt sich zurück, kratzt sich dort, wo er bald eine Glatze haben wird, starrt zur Müder hin und wartet auf Informationsnachschub, doch

die Mutter nimmt bloß eine Hilfsnadel zur Hand, um mit ihr zwei Maschen zu zupfen, und murmelt: „Ja, genau der!“

„Na und?“ drängt der Vater.

„Nix, na und“ sagt die Mutter. „Deine Tochter liebt den Michi, und zwei Monate lang hat er sie auch geliebt, und jetzt gefällt ihm anscheinend die Andrea besser!“

„Die mit der langen Nase und dem Silberblick?“ fragt der Vater.

„Genau die“, sagt die Mutter.

„Ich hab ja gleich gewußt, daß der Knabe ein Trottel ist.“ Der Vater kratzt sich am Bauch und schüttelt dabei empört den Kopf.

Daß irgendeinem jungen Mann diese langnasige Andrea mit Silberblick besser gefallen kann als seine schöne Tochter, ist nicht nur unverständlich, sondern auch ungehörig! „Fährt sie wenigstens nicht mehr hint auf seinem Moped“, sagt die Mutter. „Ich hab sowieso immer gezittert!“

Der Vater erhebt sich. „Ich hol mir ein Bier“, murmelt er und verläßt das Zimmer. Länger als zum Bierholen nötig, bleibt er weg. Als er wiederkommt; mit Bierflasche und Glas, sind drei tiefe Querfalten auf seiner Stirn. „In ihrem Zimmer rührt sich nichts“, sagt er. „Absolut nichts! Ich hab an der Tür gehorcht. Aber Licht brennt! „Wenn sie weint“, sagt die Mutter, „tut sie das gern vor dem Spiegel und schaut sich dabei zu.“

„Ist das normal?“ Der Vater setzt sich und läßt Bier ins Glas gluckern.

„Was ist bei Liebeskumrner schon normal?“ fragt die Mutter.

„Man kann sie doch nicht einfach heulen lassen“, sagt der Vater, „man muß sie aufheitern.“

„Dann bring den Michi dazu, daß der herkommt und ihr sagt, daß der die Andrea gar nicht mag und sich in Liebe zu ihr verzehrt“, sagt die Mutter.

Der Vater verschüttet Bier, während er das Glas zum Munde führt, so entsetzt ist er über diese Zunutung. Er wischt an den nassen Flecken herum, die das verschüttete Bier auf seiner Hose hinterlassen hat. "Man muß sie trösten, hab

ich gemeint“, sagt er. „Das geht nicht“, sagt die Mutter. Mehr sagt sie nicht, denn sie hat die Hilfsnadel, die sie im Moment nicht braucht, zwischen den Lippen. Mit der Stricknadel im Munde ist schwer reden.

„Trost tut immer gut“, sagt der Vater.

„Trost ist gut“, sagt die Mutter und zieht die Nadel aus dem Mund, „wenn es in der Schule nicht klappt oder wenn es im Bauch sticht oder wenn sonst was weh tut. Aber wenn die Liebe weh tut, haut das nicht hin!“ Die Mutter schaut den Vater an. „Oder haben dich deine Eltern trösten können, wenn du seinerzeit Liebeskummer gehabt hast?“

Der Vater seufzt. Das ist doch lächerlich! Seine Eltern mit ihm zu vergleichen! Seine Eltern haben ihn überhaupt nie trösten können! Die waren stur und borniert und unsensibel und autoritär. Irgendeine Ähnlichkeit mit ihnen lehnt er ab! Sein Verhältnis zur Tochter ist doch ein ganz anderes und besseres als seinerzeit die „verhatschte Beziehung“, die er zu seinen Alten gehabt hat.

Die Mutter seufzt auch. Sie erinnert sich an alle dummen Standardsätze, die seinerzeit, in Liebeskummerzeiten, ihre Mutter zu ihr gesagt hat und die da lauteten: „In zwei Jahren lachst du darüber!“ und: „Andere Mütter haben auch schöne Söhne“, und: „Wegen diesem Idioten würde ich keine Träne vergießen!“ Keiner dieser Sätze, das weiß die Mutter genau, war ihr damals Trost. Alle diese Sätze haben damals ihren Kummer noch verstärkt. Aber nun, denkt die Mutter, fällt mir auch kein besserer ein! „Und wenn wir übers Wochenende wegfahren würden mit ihr?“ fragt der Vater. „Nach München vielleicht, dort gefällt es ihr doch so gut!“ Der Vater kann München nicht ausstehen. Er haßt es, hinter seiner Frau und seiner Tochter herzuzockeln, die in Schaufenster starren und Gieraugen bekommen.

„Wenn man Liebeskummer hat“, sagt die Mutter, „interessiert man sich nicht für Klamotten, das gehört sich nicht! Außerdem sind am Wochenende die Geschäfte geschlossen, da kannst du ihr nichts kaufen!“

„Wie weitgehend war denn die Sache?“ fragt der Vater.

„Weitgehend? Was meinst du damit?“ Jetzt schaut die Mutter kugelrund.

„Ob sie mit ihm geschlafen hat?“

Die Mutter läßt die Strickerei sinken. „Glaub ich nicht“, sagt sie. „Wir haben ausgemacht, daß sie zum Arzt um die Pille geht, bevor sie mit einem schläft, und soweit ich weiß, war sie nicht beim Arzt, und Pille hab ich bei ihr auch noch keine gesehen.“

„Na dann!“ Der Vater nimmt einen großen Schluck vom Bier.

„Dann ist es ja nicht so arg!“

„Du bist ein Depp!“ Die Mutter schüttelt rügend den Kopf.

„Deswegen ist doch ihr Kummer nicht Meiner!“

„Nein?“ Der Vater schaut erstaunt und wischt Bierschaum vom Mund.

„Wieso nicht?“

„Meinen größten Liebeskummer hab ich mit sieben Jahren gehabt“, sagt die Mutter.

„Ein gewisser Hansi war dran schuld, und damals hab ich überhaupt noch nicht gewußt, daß man miteinander schlafen kann!“

„Mach dich nicht lächerlich!“ sagt der Vater.

„Mach ich auch nicht“, sagt die Mutter.

„Und das ganze blöde Gerede hilft dem Kind überhaupt nichts“, sagt der Vater.

„Du bist größtenwahnsinnig“, sagt die Mutter. „Dauernd glaubst du, daß du deiner Tochter helfen kannst! Gewöhn dir das ab!“

„O.k.“, sagt der Vater. Er steht auf und schaltet das Fernsehen wieder an. Vier zu zwei steht das Match schon!

Im Vorzimmer, beim Telefon, steht die Tochter.

„Nein, ich bin nicht allein“ spricht sie mit matter Stimme in den Hörer. „Meine Alten schauen im Wohnzimmer fern.“ Dann lauscht sie ein paar Sekunden in den Hörer, und dann sagt sie: „Ach nein, die haben das gar nicht mitgekriegt, die sind ja nur mit ihrem eigenen Kram beschäftigt, die haben ja von nix eine Ahnung!“

(2) Umgangssprache und Redensarten

Als ich sie traf, war es Liebe auf den ersten Blick. Ich war gleich Feuer und Flamme. Natürlich zeigte sie mir zuerst die kalte Schulter. Aber ich sagte mir, da mußt du am Ball bleiben.

Daß ich mich so richtig verknallen konnte, kam ja nur alle Jubeljahre mal vor. Und jetzt war ich ganz aus dem Häuschen vor Glück, wenn ich sie nur *ab und zu* mal sah. Einmal lief sie mir direkt in die Arme, als ich einkaufen war und an der Kasse Schlange stand. Da wollte ich aufs Ganze gehen. Ich faßte mir ein Herz und lud sie gleich auf ein Glas ein.

Wir trafen uns von da ab öfter. Sie merkte natürlich, daß ich ihr den Hof machte. *Hin und wieder* brachte ich Blumen mit, *dann und-wann* auch mal Pralinen oder so was, gelegentlich auch mal 'ne Schallplatte.

Mein Freund zog mich immer durch den Kakao, weil ich bis über beide Ohren verknallt war. Er meinte auch, ich sollte aufpassen, daß ich in dieser Beziehung nicht den kürzeren ziehe. Er habe sie da neulich mit einem anderen gesehen. Ich sähe das zu sehr durch die rosarote Brille. Aber ich hab' das alles in den Wind geschlagen.

Ich verabredete mich mit ihr *hier und da* mal in die Kneipe oder in die Disco. Einmal ließ sie mich warten, und ich stand mir die Beine in den Bauch. Schließlich ging ich allein rein und dachte, die kann mich mal, und goß mir einen hinter die Binde. Am nächsten Morgen hatte ich einen unheimlichen Kater.

Ich war natürlich noch wahnsinnig verknallt und verabredete mich dann doch wieder, merkte aber schließlich, daß sie mich an der Nase rumfühlte und häufig Ausreden hatte. Da wurde ich furchtbar sauer. Endlich versuchte ich, auf eigene Faust herauszufinden, was der Grund war. *Von Zeit zu Zeit* traf ich meinen Freund, und der sagte mir, er hätte da Wind von einer Sache bekommen. Ich stellte sie zur Rede, warum sie die verabredete Bergtour nicht mitmachen wollte. Sie meinte, ich sei irrsinnig eifersüchtig, und das sei doch alles an den Haaren herbeigezogen. Ich sollte nicht so ein Theater machen, und ob ich

vielleicht 'nen Streit vom Zaun brechen wollte. Anfangs spielte ich noch die beleidigte Leberwurst. Aber ich konnte ihr doch nicht den Laufpaß geben. Ich sagte mir einfach: Schwamm drüber! Erst später kapierte ich, was wirklich los war. Ich hatte eben 'ne lange Leitung.

Eines Tages wollte sie mir mal wieder einen Bären aufbinden. Sie sagte, daß unser geplantes Skiwochenende ins Wasser fallen müßte. Vielleicht hätte ich da einfach meinen Mund halten sollen. Aber mir ist der Kragen geplatzt. Ich wollte nicht länger nur fünftes Rad am Wagen sein. In meiner Wut hab ich sie angeschrien: „Du kannst mir gestohlen bleiben! Hau doch ab! Du kannst mit deinem Typ bleiben, wo der Pfeffer wächst.“

Als sie mir dann die Schuld in die Schuhe schieben wollte, fuhr ich aus der Haut und knallte ihr eine. Und sie schrie: „Du hast 'n Vogel! Du gehst mir schon lange auf die Nerven mit deiner ewigen Eifersucht! Ich mach' Schluß, darauf kannst du Gift nehmen!“ Ich war wie am Boden verstört. Wozu noch schmutzige Wäsche waschen? Jetzt tat mir die Ohrfeige leid. Aber sie heulte nur noch lauter und meinte schließlich, daß der andere ihr Bruder wäre. Sie hätte sich öfter mit ihm getroffen, weil sie jemand zum Reden brauchte. Sie wäre in anderen Umständen.

Ich fiel aus allen Wolken. Das kam ja wie ein Blitz aus heiterem Himmel, Da saßen wir ja beide ganz schön in der Tinte, und nun wollte ich sie nicht im Stich lassen.

Ich habe alles auf eine Karte gesetzt: Ob wir es nicht noch mal zusammen versuchen sollten? - Ohne mit der Wimper zu zucken, hat sie ja gesagt. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Der Kleine kam dann im Juni zur Welt - und war mir wie aus dem Gesicht geschnitten.

AUFGABENKOMPLEX 7

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) Gabriele Wohmann

“Der Antrag“

- Ohne Zweifel bin ich in einem halben Jahr aus dem Größten heraus, sagte er und aus selbstbewußt gekräuselten Lippen, doppeldeutig, setzte er hinzu: Sie wissen ja, was „das Größte“ bei mir heißt.

- Nein.

Sie unterdrückte ein Gähnen, blinzelte in die schwitzende Luft: schwere, feuchte, flimmernde Decke auf ihren Körpern, die im Sand lagen.

Etwas beleidigt sagte er:

- Andere Leute würden meine Situation nämlich nicht so bezeichnen Es geht mir nicht schlecht, wie Sie wissen, bald aber wird's mir noch besser gehen.

Anderer Leute würden sagen: hervorragend.

Grob und hervorragend Kann er lachen außer über eigene Anspielungen? Wird immer zufrieden sein in und mit sich selbst. Sie wälzte sich auf die Seite, machte die Augen ganz auf, betrachtete ihn mit genießerischem Unbehagen: Weich, gelblich-weiß, Kinderhaut.

Er saß im Sand, in kurzer Hose und weißem Hemd, feingliedrig und klein. Sein Kopf, schlecht behaart und empfindlich, zartviolett unter dem kärglichen Bartwuchs, war zu groß für den schwächtigen Leib, der Mund formte feuchte bedächtige Worte, die Augen, listig und verwundbar, sahen nach innen, durchstreiften die Gänge, Treppen und Säle seiner zweistöckigen Privatschule. In der rechten Hand drehte er einen Kugelschreiber. Sie sah weg, aufs Meer, fand es beleidigend in seiner präntiösen Färbung, so tiefes Blau, so weiße Schaumkronen Ein Mann umarmte ein Mädchen, küßte es nachdenklich.

Neben ihr, dicht an ihrem Auge, drehte sich der blaue Kugelschreiber, meerfarben, ohne Hast, in bleichgelben glatten Fingern.

Ihr Scheidungsrund? Sein spitzzulaufender Zeigefinger.

- Alles in allem steht es so, daß ich allmählich an eine gewisse Veränderung meiner Lebensumstände denken könnte, sagte er behutsam, selbstgefällig.

- Sie sind Säufer?

Seine verständnislose Abwehr drang an ihr Ohr.

- Sie wissen doch, was ich meine, liebes Fräulein Mack, zelebrierte er. Ich denke an etwas ganz Bestimmtes. Seine Stimme schwebte zwischen zwei Gedankenstrichen. Ich denke an eine grundlegende Umstellung. Natürlich bin ich gehalten, schon wegen der staatlichen Anerkennung, auch in diesem Fall auf das Solide zu sehen...

Immer noch kein Punkt. Der Mann im Wasser zog sein kreischendes Mädchen hinter sich her in die Wellen, beklatschte lustig das buntgemusterte Hinterteil, tauchte das Mädchen ins Wasser und ließ nicht ab, es zu umarmen, lächelnd kühles Salz von den warmen Lippen zu küssen. Kleine Zauberin paß auf, ich werd dich noch mal heiraten. Eine grundlegende Umstellung, auch für ihn.

- So? sagte sie bekommen.

Solide, solide, er ist gehalten, will mich halten. Nein. Nein.

- Eine Frau konnte mit mir sorglos leben gesichert. Der Kugelschreiber notierte imaginäre Zahlen in die leise flimmernde Luft. 400 für den Haushalt, Taschengeld, wenn sie zäh ist, geh ich auf 70 bis 75, so denkt er jetzt. Ohne Sorgen, ohne Freuden. Ehen ohne Liebe sollen am haltbarsten sein. Vernunft kittet den Bund der Vernünftigen. Sein spitzzulaufender Zeigefinger.

- Das ist schön, sagte sie steif.

- Es ist außerordentlich viel wert heutzutage, verbesserte er mit leisem Unwillen, ernsthaft.

- Ja, ja.

Tut mir unendlich leid, bedaure sehr, aufrichtig, nein wirklich, Sie müssen mir glauben ein anderer Träger, weich-weißer Othello mordet mit dem schweißklebrigen Kugelschreiber, bohrt eine imposante Zahl in den begehrten Busen. Tüchtiges Fräulein Mack, gute Lehrerin und trotzdem repräsentativ, genau das Richtige. Nein wirklich, tut mir von Herzen Leid, gute Freunde bleiben.

Der Mann und das Mädchen kamen aus dem Wasser, spritzten, lachten ohne Bedenken, sorglos, ungesichert.

Liebe. Er wird sie verlassen nach den Tagen der Sonne. Ein emphatischer Kuß zur Erinnerung.

- Sie müssen verzeihen, wenn ich ein wenig unbeholfen bin bei derartigen Erklärungen. Aber ich konnte mir denken, daß eine Frau, eine vernünftige Frau, mehr Wert auf Gradlinigkeit und Rechtschaffenheit legt als auf Verführungskünste.

Der Mann und das Mädchen legten sich platt in den Sand, er halb über sie, sein Kopf auf ihrem Kopf, ernst war er, streng sein Mund, heftig: sie gluckste leise lockendes Lachen in kurzen Slößen aus dem Zwerchfell.

Alter Casanova, du! Hast doch gern, was? Ja, ja, ja... ich glaub, ich hab's gern.

Sie stand auf.

- Es wird zu heiß, sagte sie aus trockenem Gaumen. Er folgte, einverstanden tappten die gewissenhaften Beine - Zwiespalt, Paradoxon im Sand, sorglos besorgt - hinter ihr her über die Holzterrasse auf die Strandpromenade. Der glühende Stein brannte ihre Fußsohlen, sie hob sie schnell, setzte sie vorsichtig wieder auf. Im Schatten eines Sonnenschirms auf der Terrasse des Strandcafés nahmen sie Platz. Viele germanische Beine, nackte Oberschenkel, die auf den Rillen der Gartenstühle breit ruhten, schwitzende Bäuche füllten sich mit Eis.

- Auch das könnte meine Frau haben, mehrwöchige Ferien jedes Jahr am Meer, wenn sie das wünscht, oder in den Bergen, die mir persönlich mehr Liegen.

- Ein schönes Leben, sagte sie.

Tut mir leid, wirklich, ganz von Herzen. Ja ja, ein anderer. Sie kennen ihn nicht, ich auch nicht, einer, auf den ich warte. Nein, bestimmt, es geht nicht.

- Sie wissen, warum ich Ihnen das alles erzähle. Gewiß nicht, um Sie, an Ihrem freien Wochenende zu langweilen, mit irgendwelchen Problemen, die Ihnen gleichgültig sind.

Sie sah weg.

Sorglos. Sein spitzzulaufender Zeigefinger. Der boshafte Schrei einer Möwe, wütender Alarm, heiße Luft, bläulicher, zitternder Dunst unten am Strand, träge warme Glieder geben sich sorglos gefährdet kaltklatschenden Wellen hin.

Sie zwängte ihr Eis durch die verklemmte Kehle, zugeschnürt, trocken. Viele solcher Sommer. Schwitzen uns sorglos besorgt durch die Urlaubstage.

Nein, nein, ich bedauere, es ist unmöglich.

Seine warme feuchte Hand legte sich auf ihre, spitzzulaufende Finger mit achtsam gefeilten, zu langen Nägeln umschlossen ihre ängstliche, abweisende Faust.

- Wollen Sie meine Frau werden?

Kreischender Alarm aus der Möwenkehle flog zurück, hungrige runde Augen bohrten sich höhnisch in ihren Blick, Flügel zerfetzten die dürre Luft, ein bißchen Wind. Fern am Strand zwei bunte Punkte, ein Mann und ein Mädchen, fast nicht zwei Personen.

- Ja, sagte sie und senkte den kühlen Alpakalöffel ins Eis.

Aus: Gabriele Wohmann: Ausgewählte Erzählungen aus zwanzig Jahren. 1982.

(2) Hille Beliant

„Es begann am Strand von Saint Trapez“

Lothar Denger spazierte über den Strand von Pampelonne, das Handtuch lässig über die Schulter geworfen. Manch eine Strandschönheit blickte ihm bewundernd nach. Braungebrannt, groß und sportlich, mit einem gutgeschnittenen Gesicht und lockiger Mähne, konnte er sich sehen lassen, auch hier in Saint Tropez - und er wußte es. Manchmal gab er einen Blick zurück, auch ein Lächeln, aber nicht mehr.

Suchend sah er sich um, und da sah er sie schon. Sie kam gerade aus dem Wasser. Ihr braungebrannter Körper glänzte in der Sonne. Mit einer raschen Bewegung streifte sie die Badekappe ab und schüttelte ihre kupferfarbene Löwenmähne zurecht.

Sie ging, ohne nach rechts und links zu schauen, zu ihrer Badematte und streckte sich darauf aus. Der knappe weiße Bikini verbarg kaum etwas von ihren Reizen, und Lothar kannte nur einen Ausdruck, der einigermaßen ihren Vorzügen gerecht wurde: einsame Spitzenklasse.

Und diese junge Frau war allein. Jeden Mann, der versuchte, mit ihr ins Gespräch zu kommen, ließ sie freundlich, aber bestimmt abblitzen. Drei Meter von ihr entfernt breitete Lothar sein Handtuch im feinen Sand aus und ließ sich darauf nieder. Von hier aus konnte er sie ansehen, ohne aufdringlich zu erscheinen.

Seit Tagen zerbrach er sich den Kopf, wie er sie kennenlernen könnte. Er war sonst nie um ein scherzhaftes Wort, ein Kompliment oder eine locker hingeworfene Bemerkung verlegen, aber dieses Mädchen lähmte ihn. Er empfand, seit er die Schöne vor vier Tagen zum erstenmal gesehen hatte, bisher unbekanntes Regungen wie Schüchternheit, unkontrollierteres Herzklopfen, Hoffnung und Verzweiflung. Und jeden Tag verliebte er sich mehr!

Sie las in ihrem Buch und strich gedankenverloren die Haare, die ihr immer wieder ins Gesicht fielen hinter das Ohr zurück. Endlich schlug sie das Buch zu,

drehte sich auf den Bauch, legte ihr Gesicht auf die verschränkten Arme und schloß die Augen.

Neugierig sah er auf den Buchtitel. Es war immer noch die Abhandlung über Hegel. Auf deutsch. Es war ein denkwürdiger Tag gewesen, als er entdeckte, daß sie eine Landsmännin war. Und daß sie nicht nur verwirrend schön, sondern auch intelligent zu sein schien. Nicht die Regel in einem Ort wie Saint Tropez.

Er sah, daß sie ein kleines Muttermal auf dem Rücken hatte. Genau unter dem linken Schulterblatt. In Gedanken küßte er es.

Alter Knabe, dachte er beunruhigt, du kommst gefährlich ms Schwärmen! Dabei waren wir uns doch einig: Fesseln mögen wir nicht, und schon gar nicht solche, die von Frauen angelegt werden. Das Leben genießen, auch die Gesellschaft der Frauen, wenn sie unkompliziert und nett und natürlich auch vorzeigbar sind, okay, Verwicklungen jedoch hübsch aus dem Weg gehen! Aber irgendwie hatte er das deutliche Gefühl, schon mittendrin zu stecken in den Verwicklungen denen er bis jetzt so geflissentlich aus dem Weg gegangen war.

* * *

Am ersten Tag hatte das noch anders ausgesehen Er hatte sie gesehen, eine Strandschönheit unter anderen - oder doch nicht ganz so wie die anderen, etwas Besonderes war sie auch da schon. Aber es schien ihm ganz natürlich, daß er sie ansprechen könnte, um sein Glück zu versuchen Sie hätten vielleicht einen netten Urlaub zusammen verbringen können. Aber das war eben der Haken. Er konnte sie nicht einfach so ansprechen. Sie ließ sich nicht ansprechen.

Und so hatte er sie jeden Tag nur stumm angesehen und jeden Tag etwas Neues an ihr entdeckt. Die Art, wie sie ging, wie sie träumte, sich die Haare hinter das Ohr strich. Ihm schien, als kenne er sie schon besser als jede andere Frau auf der Welt.

Ob sie wirklich nicht merkte, daß er ihre Nähe suchte? Wenn ja, ließ sie es sich jedenfalls nicht anmerken.

Jetzt stand sie wieder auf, steckte ihre üppigen Haare unter die Badekappe

und ging zum Meer. Sie lief in die Wellen hinein, warf sich ins Wasser und schwamm rasch weit hinaus.

Er setzte sich hin und folgte ihr besorgt mit den Augen. Inzwischen wußte er ja, dass sie eine gute Schwimmerin war, aber man konnte nie wissen. Eine kalte Strömung, ein Wadenkrampf...

Jetzt war sie in einem Wellental verschwunden. Er sprang auf und starrte angestrengt auf das Wasser. Da, sie war wieder aufgetaucht, er sah ihre weiße Badekappe. Ärgerlich setzte er sich wieder hin. Jetzt machte er sich noch völlig unnötige Sorgen um eine wildfremde Frau!

Und doch er ließ sie nicht aus den Augen, bis sie wieder da war. Eilig kam sie aus dem Wasser, nahm lössig das Handtuch und das Buch auf und ging. Lothar sah auf die Uhr. Es war vier. Sie kam jeden Tag um drei Uhr an den Strand, und pünktlich ging sie eine Stunde später. Wohin? Nie sah er sie in Saint Tropez, nicht einmal zur Apertifstunde in einem der Cafés am Hafen.

Wo war sie die restlichen 23 Stunden, wenn sie nicht am Strand von Pampelonne war?

Auf einmal wollte er es wissen. Hastig nahm er sein Handtuch auf und lief hinter ihr her. Weit vor ihm leuchteten ihre kupferfarbenen Haare in der Sonne auf. Sie war schon fast am Parkplatz angekommen.

Wie ein Irrer bahnte er sich einen Weg durch die Menge. Er hatte Glück. Er sah sie in einen dunkelblauen Wagen steigen. Ein großer Wagen für eine so junge Frau. Mit fliegenden Händen schloß er seinen eigenen Wagen auf, startete und folgte ihr in respektvollem Abstand.

* * *

„Hallo, Lothar, sieht man dich auch mal wieder?“ Heinz und Günthers Stimmen klangen fröhlich an sein Ohr. „Trinkst du einen Pernod mit uns?“

Ja, genau das brauchte er jetzt. Einen Pernod. Seine Freunde saßen schon an einem der Tische des berühmten Cafés „Senequier“ und machten ihm wilde

Zeichen. Er setzte sich zu ihnen und bestellte beim vorübereilenden Kellner eine Runde Pernod.

„Na“, neckte Günther, ihn freundlich, „man sieht's deinem Gesicht an, daß du immer noch keinen Erfolg gehabt hast. Warum versteifst du dich ausgerechnet auf die eine?“

Der Pernod wurde in drei hohen Gläsern gebracht, und Lothar trank einen langen Schluck. Dann sah er seine beiden Freunde an. Sie kamen ihm fremd vor. Eigenartig. Ihr Gelächter, ihre gute Laune und ihre Bemerkungen über die Frauen gingen ihm plötzlich auf die Nerven. Dabei kannten sie sich seit 95 Jahren.

Alle drei waren sie stolz darauf, ihre sogenannte goldene Freiheit bis zum vorgerückten Alter von 35 Jahren herübergerettet zu haben. Und es war immer eine gute Männerfreundschaft gewesen. Tolerant und kumpelhaft.

Auch diesmal hatten sie wieder beschlossen, gemeinsam Ferien zu machen. Aber Lothar bereute schon, den beiden anderen überhaupt von dem Mädchen erzählt zu haben.

Und doch, von einem plötzlichen Mitteilungsbedürfnis getrieben, sagte er. „Heute bin ich ihr nachgefahren.“

„Mensch, paß auf!“ warnte Günther besorgt. „Mein kleiner Zeh sagt mir, daß dieses Mädchen deiner Freiheit gefährlich werden könnte. Vermassel dir doch nicht die Ferien!“

„Vermasselt sind sie jetzt so oder so“, sagte Lothar knapp. „Sie ist nämlich verheiratet.“

„Sei doch froh“, tröstete ihn Heinz, „jetzt denkst du nicht mehr an sie und hältst nach etwas anderem Ausschau.“

„Ach, hört doch auf!“ sagte Lothar gequält.

Die beiden Freunde sahen sich bedeutungsvoll an. „Den hat's erwischt“, sagte Heinz nur.

Lothar brütete vor sich hin. Er merkte kaum, daß ein neuer Pernod vor ihn hingestellt wurde. Er dachte an seine Entdeckung. Der dunkelblaue Wagen war kurz vor Saint Trapez in eine kleine Seitenstraße eingebogen und durch ein geöffnetes Tor bis vor die Terrasse eines schönen in provenzalischem Stil gebauten Landhauses gerollt.

Lothar war vorbeigefahren, hatte seinen Wagen ein wenig weiter abgestellt und war zu Fuß zurückgekommen. Durch eine Lücke der dichten Zypressenhecke sah er es: Die junge Frau beugte sich über einen Mann, der es sich mit einem Buch auf dem Liegestuhl bequem gemacht hatte, und küßte ihn zärtlich.

Der Mann war ein Hüne und sah verdammt gut aus. Ein angegrauter Gentleman, eben die Sorte, die sich mühelos die entzückendsten jungen Frauen angelt. Denn so, wie die beiden sich anstrahlten, gab es keinen Zweifel: Sie liebten sich.

Deswegen also ihre Zurückhaltung am Strand. Und aus welchen Gründen auch immer der Mann nicht mitkam, er konnte beruhigt sein: Seine Frau wich nicht einen Fingerbreit vom Pfad der Tugend ab.

Lothar hatte kaum gemerkt, daß er auch den zweiten Pernod ausgetrunken hatte. „Was macht ihr heute abends?“ fragte er müde seine Freunde. „Na, endlich die richtige Frage! Wie war's mit einem Diskobesuch? Die süßen kleinen Mädchen werden sich um dich reißen. Aber sei nett, laß uns ein paar übrig!“ Günther lachte ihn freundlich an.

Es war ausgerechnet die Disko, die ihn vollends schaffte. Schon nach einer Stunde hielt er es nicht mehr aus. Leichtlebiges Volk, das nur an Ferienflirt und Vergnügen dachte! Unauffällig steuerte er den Ausgang an und atmete auf, als er endlich auf der Straße stand. Was nun? Er würde eben ins Hotel zurückgehen und schlafen.

Gruppen von fröhlichen Spaziergängern kamen ihm entgegen. Saint Tropez bei Nacht. Nur er war unglücklich. Aber überrascht stellte er fest, daß er dieses Unglück nicht mehr missen wollte.

Sein Leben kam ihm ungleich reicher vor, seit er dieser schönen fremden Frau begegnet war. Und hier, mitten auf der Straße eines kleinen mondänen Fischerdorfes der Côte d'Azur, schwor er sich, daß das Glück dieser Frau für ihn immer an erster Stelle stehen sollte.

* * *

Am nächsten Morgen wachte er mit einem Brummschädel auf. Er hatte wohl doch ein bißchen zu tief ins Glas geschaut gestern abend. Das Unglück mit der fremden Frau und sein Schwur fielen ihm wieder ein. Quatsch! sagte er sich und drehte sich auf die andere Seite. Gleich heute würde er nach einem anderen Mädchen Ausschau halten.

Und dann ging er gegen drei doch wieder suchend über den Strand von Pampelonne, und sein Herz machte einen freudigen kleinen Sprung, als er sie entdeckte. Drei Meter von ihr entfernt breitete er wieder sein Handtuch aus. Und dann nahm er es wieder auf und rückte einfach einen Meter näher heran. Zum erstenmal sah sie ihn an, und ihm schien, als läge ein bißchen Belustigung in ihrem Blick. Dann setzte sie die Sonnenbrille auf und vertiefte sich in ihr Buch. Nach einer Weile klappte sie das Buch zu - es war immer noch die Abhandlung über Hegel -, griff in ihre Strandtasche, zog eine Zigarette aus dem Päckchen und steckte sie sich in den Mund. Nanu, dachte Lothar. Seit wann raucht sie denn?

Dann suchte sie noch einmal in der Strandtasche, ließ es endlich sein und sah Lothar an. Es dauerte mindestens drei Sekunden, ehe er begriff, daß sie kein Feuer hatte. Gleichzeitig mit zwei anderen Männern sprang er auf. Er hatte Glück, er war ihr am nächsten. Er ließ sich neben ihr in den Sand fallen und stöhnte: „Ich habe kein Feuer!“

Sie nahm die Zigarette aus dem Mund und lachte hell auf. Zwei Flammen wurden ihr hingehalten, aber sie sagte liebenswürdig: „Ich habe es mir anders überlegt, vielen Dank!“

Sie hatte ihre Sonnenbrille abgenommen und ihre meergrünen Augen waren wieder auf Lothar gerichtet.

„Ich heiße Vanessa“, sagte sie sehr leise.

Und endlich lächelte auch er. Er hatte das Gefühl, nie im Leben ein solches Lächeln zustande gebracht zu haben. Er fühlte sich geradezu idiotisch glücklich.

„Ich heiße Lothar“, erwiderte er. „Und ich liebe Sie!“

Das war der reine Selbstmord, das war ihm ganz klar. Im nächsten Augenblick würde sie wieder kühl und abweisend werden. Aber wenn er es ihr nicht gesagt hätte, wäre er daran erstickt. Einen Augenblick kam er sich vor wie ein Pennäler in Gegenwart seiner ersten Liebe.

Zu seiner Überraschung wurde ihr Blick nicht kühl. Er war nachdenklich und schien ihm sogar zärtlich zu sein.

Und das Wunderwesen sagte einfach: „Bitte, bleiben Sie doch hier neben mir sitzen. Es würde mir Freude machen, mich mit Ihnen zu unterhalten.“

Nach den ersten stockenden Sätzen ging es schon viel besser. Er erzählte ihr von seiner Arbeit in einer Werbeagentur. Hart, aber einträglich, wenn man etwas leistete.

Gleichzeitig dachte er, daß er ihr viel lieber ganz andere Dinge sagen würde. Zum Beispiel, wie schön sie sei, und daß sie ihn zum glücklichsten Mann der Erde machte.

Und da fiel ihm wieder ein, daß sie ja verheiratet war, und er hielt mitten im Satz inne.

„Was haben Sie?“ fragte sie. „Ich verstehe das alles nicht“, sagte er. „Ich suche Sie jeden Tag am Strand, ich bete Sie förmlich an - und das ohne jeden Erfolg, und plötzlich sind Sie es, die...“ Er zuckte hilflos die Achseln.

Sie lachte. „Ich hatte meine Gründe“, sagte sie. „Um ehrlich zu sein: Auch Sie haben mir von Anfang an gefallen.

Aber erstens: Der Herr schaute ja, wenn er mich suchte, durchaus auch nach anderen hübschen Mädchen aus. Nach dem Motto: Wenn die eine nicht will, klappt's vielleicht bei der zweiten. Stimmt's?“ Sie hatte jetzt ganz schelmische Grübchen. „Und ein Hopplahopp-Ferienabenteuer, nein, danke!

Zweitens: Ich bin hier, um zu arbeiten. Bis jetzt bin ich nur immer für eine Stunde an den Strand gekommen. Aber jetzt gönne ich mir eine Woche Wirkliche Ferien. Mit Papas Erlaubnis. Er selbst zieht es allerdings vor, im Swimming-pool zu baden und in Ruhe zu schmökern.“

Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. „Sie - sind mit Ihrem Vater hier?“ „Ja“, sagte Vanessa. „Er schreibt Bücher, die sich ganz gut verkaufen, und er wohnt praktisch das ganze Jahre in Saint Tropez.“ „Und Sie?“ fragte Lothar.

„Ich habe zwei Jahre lang in einem amerikanischen College Deutsch unterrichtet“, sagte sie. „Und dann hat's mich wieder nach Europa gezogen. Im Augenblick tippe ich Manuskripte für Papa ab. Seine Sekretärin hat nämlich geheiratet.“

„Vielleicht sollte er sich bald nach einer anderen Sekretärin umsehen“, sagte Lothar.

Sie lächelte ihm zu. „Eilt es so?“

„Ja“, antwortete er. „Sehr!“ Ihr Kuß schmeckte nach Sonnenöl, aber es war der schönste Kuß, den er je bekommen hatte. Abends bummelten sie eng aneinandergeschmiegt den Kai entlang. Aus einem Café kamen fröhliche Rufe. Es waren Heinz und Günther, die lachend winkten. Lothar tat so, als sähe er sie nicht, aber Vanessa sagte: „Das sind sicher Freunde von dir?“

„Ja“, gab er widerstrebend zu. „Aber sie sind nicht der rechte Umgang für dich!“

„Jetzt interessieren sie mich erst recht“, entgegnete sie lachend. „Fang bloß nicht an, mich in Watte zu packen. Ich weiß sehr gut, was ich will.“

„Und was willst du?“

„Dich“, sagte sie und blieb stehen, um sich küssen zu lassen.

„Und jetzt hätte ich Lust auf einen Pernod“, meinte sie und steuerte zielstrebig den Tisch an, an dem die Freunde saßen.

Ihre Hand lag noch immer in Lothars Hand, und Heinz und Günther standen höflich auf, um sie zu begrüßen. Es sah ganz so aus, als beneideten sie Lothar.

Aus: „Neue Welt“, Nr. 24 vom 8.6. 1983.

AUFGABENKOMPLEX 8

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) „Schwer verliebt“ von Annette Bolz

Wissenschaftler verraten, wie man Herrn oder Frau „Richtig“ findet - nicht nur im Wonnemonat Mai

Bei der Partnerwahl spielen Busen, Bauch und Geruch eine Rolle. Am wichtigsten aber, sagt eine neue Studie, sind Natürlichkeit, Gepflegtheit und Gesundheit.

Tristan und Isolde, Romeo und Julia, Scharping und seine Gräfin Pilati: Pärchenbildung scheint bei anderen immer ganz leicht zu sein. Nur bei einem selbst gestaltet sich die Suche nach der oder dem Richtigen schwierig. Wenn man nur wüsste, auf welche Merkmale die Gegenseite steht? Abgesehen von Frauen- und Männermagazinen, die gerne versuchen, Hilfestellungen zu geben (Frauen mögen einfühlsame Männer, lieben große Busen), gibt auch die Wissenschaft einige Antworten, mit denen man vielleicht weiterkommen kann.

So haben Marion Sonnenmoser und Norbert Kluge von der Forschungsstelle für Sexualwissenschaft der Universität Landau Grundsätzliches Herausgefunden: 94 Prozent aller Menschen legen den größten Wert auf Gepflegtheit des möglichen Liebessubjekts. Und 90 Prozent halten Gesundheit für wichtiges Merkmal.

Gesund und sauber sollte man also schon sein, wenn man ankommen will. Das hätte man sich denken können. „in der Psychologie gibt es so viele Alltagsweisheiten“, lacht Marion Sonnenmoser, „und es ist die Aufgabe der Sozialwissenschaften, das zu belegen“.

Auch die Schönheit ist nach der Landauer Studie wichtig: 83 Prozent der Suchenden möchten, dass potenzielle Pendant gut aussieht. 72 Prozent wollen nur Schlanke sowie modisch Gekleidete in die engere Wahl ziehen. Auffällig Geschminkte haben hingegen keine Chance: 94 Prozent der Befragten fanden Natürlichkeit beim Gegenüber sehr wichtig.

Andere Untersuchungen wollen herausgefunden haben, dass Frauen größere Männer attraktiver finden. Ulrich Müller von der Universität Marburg und sein Kollege Allan Mazur von der Syracuse University in New York haben US-Offiziere nach der Anzahl ihrer Kinder und nach der Häufigkeit ihrer Eheschließungen befragt. Das Ergebnis: Soldaten, die größer als 1,85 Meter sind, haben durchschnittlich einen Sprössling mehr als ihre kleineren Kollegen und ließen sich häufiger scheiden, um danach eine jüngere Frau zu heiraten. Doch statistische Zusammenhänge sagen nicht unbedingt etwas über die wahren Hintergründe aus. Möglicherweise sind groß gewachsene Offiziere einfach nur größere Filous mit einem größeren Drang nach Fisimatenten.

Eine Studie der Universität Saarland relativiert denn auch den Wunsch nach Größe: Demnach wünschen sich Frauen wie Männer zwar solche Partnerinnen oder Partner, die höher gewachsen sind als der jeweilige Bevölkerungsdurchschnitt. Doch wenn dann die tatsächliche Wahl ansteht, ist dieser Wunsch aus ihrem Kopf verschwunden. Vielmehr, so kommt das Team

um den Psychologen Ronald Henss zum Schluss, sind ihnen „gegenseitige Liebe“, „guter Charakter“, „Aufrichtigkeit“, „körperliche Anziehungskraft“ und „Sympathie“ viel wichtiger.

Doch zurück zum Äußeren. Der Wunschmann hat jedenfalls keine Glatze: Kahlköpfe haben auf dem Kontaktmarkt sechs Mal schlechtere Chancen als Herren mit viel Haupthaar, hat das deutsche Umfrageinstitut Emnid herausgefunden. Die weiblichen Testpersonen hielten Kandidaten mit blanker Kopfhaut für weniger attraktiv, unsympathischer und weniger dynamisch als Männer mit Gestrüpp auf dem Haupt. Auch die Frontansicht von Männern muss stimmen. Bevorzugt wird die V-Form – in den Schultern breiter als in der Hüfte.

Die Wunschfrau hat einfach hübsch zu sein. Doch was ist „hübsch“? Lässt sich das überhaupt wissenschaftlich fassen? „Wünsche nach der Augen- und Haarfarbe sind zu individuell“, um der sozialpsychologischen Erforschung standzuhalten, meint Psychologin Sonnenmoser.

Banales Ergebnis

Doch die Schönheit eines Gesichts lässt sich sehr wohl untersuchen. Allerdings ist das Ergebnis banal und erschreckend zugleich. Um von der Mehrheit der Menschen als hübsch empfunden zu werden, muss das Gesicht einer bekannten Schauspielerin ähneln – wie etwa dem von Julia Roberts oder Nicole Kidman – oder es muss über ein absolutes Mittelmaß verfügen: Testmänner fanden dasjenige Antlitz am „hübschesten“, das im Computer aus vielen, aber recht unterschiedlichen Frauengesichtern zusammengerechnet wurde: Ein Kunstgesicht, das die Summe aller Gesichter in sich vereint, also nichts Anregendes, nichts Charakteristisches hat.

Und die weibliche Traumfigur? Natürlich die Sanduhr: „Bei Frauen spielen Hinweise auf ihre sexuelle Reife eine wichtige Rolle“, sagt Manfred Hassebrauck, Sozialpsychologe der Universität Wuppertal. Ideal sei ein bestimmtes Verhältnis von Taillen- zu Hüftumfang, nämlich 0,7 – im Klartext:

Die Taille soll deutlich kleiner sein als die Hüfte. Zudem seien volles, glänzendes Haar sowie eine glatte, intakte Haut wichtig. Biologisch gesehen sind solche Merkmale relevant: Signalisierten sie doch dem paarungsbereiten Männchen, dass seine Auserwählte über „Gesundheit, Vitalität und Jugend“ verfüge, demnach also bestens in der Lage sei, seine Nachkommenschaft zu gebären und großzuziehen.

Zweifel an der Evolution

Ob solche alten, evolutionsbedingten und unbewusst ablaufenden Verhaltensmuster bei der Partnerwahl tatsächlich eine Rolle spielen oder nicht, wurde und wird immer wieder diskutiert. Es ist eine Tatsache, dass auch in zivilisierten Ländern Männer gerne junge, hübsche Frauen wählen, die Frauen hingegen gerne ältere, wohl situierte Herren. Biologen erklären dieses Verhalten mit dem späteren Reproduktionserfolg, den solche Verbindungen nach sich ziehen sollen. Die Männer könnten bei jungen Frauen sicher sein, dass sie gebärfähig sind und demnach ihre Gene an die Nachkommenschaft weitergeben würden. Die Frauen hingegen sähen im alten reichen „Knopf“ die Ideallösung, weil jene am ehesten in der Lage seien, der Frau und dem Nachwuchs alle notwendigen Ressourcen bereitzustellen.

Vor allem Feministinnen, aber auch Sozialwissenschaftler haben diese evolutionsbiologischen Annahmen immer wieder bezweifelt. Schließlich sei der Mensch ein Kulturwesen und die Partnerwahl in patriarchalen Gesellschaften, in denen gerade die älteren Männer Macht und Reichtum besitzen, auch eine Frage der Finanzen und des sozialen Prestiges.

Nun hat eine neue Studie den Biologen überraschenderweise einen Dämpfer verpasst. Angelika Kümmerling von der Universität Duisburg und Manfred Hassebrauck befragten 154 Frauen und Männer, etwas über ihre „Partnerpräferenzen“ zu erzählen. Dabei wurde immer berücksichtigt, zu welcher Generation die Testpersonen gehörten. Und siehe da: „Im Vergleich zu

älteren können sich jüngere Frauen eher vorstellen, einen Partner zu heiraten, der eine geringere Bildung als sie selbst besitzt oder weniger als sie verdient“, stellen Kümmerling und Hassebrauck fest und fügen dann hinzu: „Dieses Muster ist mit evolutionspsychologischen Aussagen unvereinbar, nach denen gerade Frauen Wert auf die materiellen Ressourcen eines Partners legen sollten.“

Doch ganz ohne Biologie geht die Suche nach einem Liebespendant doch nicht ab. So spielt der Geruch eine äußerst wichtige Rolle. Der Berner Biologe Claus Wedekind fand beispielsweise heraus, dass Frauen anhand des männlichen Achselschweißes riechen können, ob der Angehimmelte fortpflanzungstechnisch passt.

Frauen finden einen Mann nur dann attraktiv, wenn der strenge Duft ihrem Unterbewusstsein signalisiert, dass das Immunsystem des potenziellen Partners unterschiedlich zu ihrem eigenen konstruiert ist. Wedekind und sein Team vermuten, dass die Wahl eines Mannes mit konträrem Mikrogen-Abwehrsystem evolutionsbiologisch einen Sinn ergibt. Denn nur dann sei der möglicherweise entstehende Nachwuchs bestens ausgerüstet, um der unterschiedlichsten Krankheiten widerstehen zu können.

Doch nicht nur die Immunkomponente in den Körperdünsten entscheidet über Gefallen oder Nichtgefallen. Auch die so genannten Pheromone betören beide Geschlechter. Copulin ist ein solcher Sexuallockstoff. Er wirkt nicht nur bei Hamster- und Rattenmännchen, sondern auch bei Menschen.

Erotische Düfte

In einer Doppelblindstudie wurde 75 Männern ein synthetisches Vaginalaroma auf die Oberlippe getupft, das aus Essigsäure, Isovaleriansäure, Buttersäure und Propionsäure bestand. Dieser Copulin-Nachbau ließ die Männer glauben, die ihnen gezeigten Frauen seien nun attraktiver, interessanter und tendenziell netter.

Frauen wiederum lassen sich von männlichen Hormonen betören. Die Geruchsforscherin Regina Maiworm fand heraus, dass Frauen unter dem Dufteinfluss des männlichen Androstenons diejenigen Testmänner als noch erotischer einschätzten, die sie schon vorher ganz ansehnlich gefunden hatten – allerdings nur, wenn die Frauen im ersten Drittel ihres Zyklus standen. An anderen Tagen finden Frauen den starken Moschus-ähnlichen Geruch des Androstenons eher eklig.

Fazit: Wer auf dem Beziehungsmarkt gute Chancen haben will, kann eigentlich nichts tun, außer sich sauber – aber ohne Parfüm – auf seinem Verkaufsstand zu präsentieren. Denn an der Größe, der Schönheit, der Haarpracht, dem Alter oder dem eigenen Körpergeruch kann man nur wenig ändern. Da bleibt dann nur die Hoffnung, eine gnädige Schicksalsgöttin möge das passende Geschöpf vorbeischicken, das auch auf der Suche ist. Bislang scheint's ja immer ganz gut geklappt zu haben.

Aus: „FAZ“, 2002.

(2) E. Heidenreich

„Die Liebe“ (Fragment)

$C_6H_5(NH_2)CH_3$ = chemische Substanz,
die im Gehirn das Liebessyndrom auslöst –
entdeckt von Michael Liebowitz / USA

... Hansi erzählte mir die Geschichte vom Kölner Dom noch vier, fünfmal, dann wurde es langweilig, und ich verliebte mich in Rölfchen. Rölfchen war klein, kräftig, hatte strahlendblaue Augen und roch so gut, dass ich später im Leben einmal mit einem Mann für eine Nacht mitgegangen bin, nur weil er genauso roch. Damals wussten wir von solchen Leidenschaften noch nichts, aber ich schnupperte an Rölfchens Hals, und er küsste mich und sagte: „Du riechst aber auch toll“, und das waren dann die Probchen aus der Drogerie – „Je reviens“ oder „Soir de Paris“.

Rölfchen und ich saßen nachmittags in unserem Wohnzimmer, weil meine Eltern berufstätig waren. Wir hörten Radio und tranken Eckes Edelkirsch aus geschliffenen Likörgläsern, rauchten Muratti Kabinett und lasen uns aus „Vom Winde verweht“ die Stelle vor, wo Rhett Butler Scarlett O’Hara auf seinen starken Armen die Treppe hochträgt. Und dann? Wir waren so sehr auf der Suche nach der Liebe, und wenn meine Mutter abends von der Arbeit kam, hatte ich verräterische hochrote Wangen. Der Aschenbecher war gespült, die Gläser standen im Schrank, das Zimmer war gelüftet, aber sie sagte: „Mir machst du nichts vor, Sonja, hüte dich“...

Aus: „Kolonien der Liebe“ von E. Heidenreich.

AUFGABENKOMPLEX 9

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) Ekkehart Vetter

Kleine Tips (nicht nur) für Ehefrauen.

Vie die Frau dem Mann helfen kann, Vater zu sein

„Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr“. Auf den ersten Blick ist dies eine platte Volksweisheit, etwas schlicht und als Zweizeiler nicht gerade von dichterischer Schönheit. Der zweite Blick jedoch offenbart, dass solche bauernschlaun Weisheiten die Erfahrungen von Generationen kurz und knapp zusammenfassen. Und in der Tat: Vater sein ist kein Selbstgänger, sondern eine Lernaufgabe, an der man arbeiten muß, solange man Kinder hat, egal, ob die Kinder noch klein, heranwachsend oder schon erwachsen sind.

Die Schwangerschaft ermöglicht es, dass Frauen vom ersten Tag des gezeugten Lebens an eine spezielle, unverwechselbare Beziehung zu dem in ihnen wachsenden Kind entwickeln können. Alle körperlichen Veränderungen

signalisieren: Es tut sich etwas! Väter können daran natürlich Anteil nehmen. Dennoch sind sie in einer anderen Situation. Mit einem Mal liegt da ein kleiner Säugling im Arm und es gilt, diesen kleinen Menschen nun über Jahrzehnte zu begleiten und den unterschiedlichen Herausforderungen gerecht zu werden, die jedes Lebensalter des Kindes mit sich bringt.

Wie können Frauen ihren Männern helfen, Väter zu sein? Einige Tips für Sie als Frau und Mutter:

- Erleben Sie die Schwangerschaft (und die Geburt!) unbedingt gemeinsam!

Erzählen Sie Ihrem Mann viel von Ihrem Erleben während der Schwangerschaft. Er sollte so weit wie möglich die Veränderungen nachvollziehen können, die sich in Ihren Körper und Ihrer Psyche vollziehen. So fördern Sie seine Beziehung zu dem noch nicht geborenen Kind.

- Nehmen Sie dem Vater des Säuglings nicht alles aus der Hand!

Oft sind Mütter von Säuglingen und Kleinkindern ganztags Familienfrauen, während die Väter einer bezahlten Außerhaus- Tätigkeit nachgehen. Bei diesen Müttern sitzt jeder Handgriff: Füttern, wickeln, an- und ausziehen – alles kein Problem. Väter tun sich hier anfangs oft eher schwer. Aber auch, wenn alles nicht so perfekt klappt und langsamer geht als bei Ihnen: Ermutigen Sie Ihren Mann, nach Feierabend dem Nachwuchs viel väterliche Fürsorge entgegenzubringen (ermutigen heißt nicht, diese Beteiligung massiv einzufordern und auch nicht, mit Argusaugen jeden Handgriff zu verfolgen und alles grundsätzlich entsprechend kritisch zu kommentieren!)

- Ermutigen Sie Ihren Mann, das Gespräch mit den Kindern zu suchen, um Vertrauensperson für sie zu werden!

In der Regel verbringen Sie als Mutter mehr Zeit mit Ihren Kindern. Sie haben dadurch zugleich auch mehr Zeit zum Gespräch. Nutzen Sie das. Eine Vertrauensbeziehung wächst nicht ohne Gespräch. Männer haben meistens nicht soviel zeitlichen Freiraum im Rahmen der Familie. Darum ermutigen Sie Ihren Man, die zur Verfügung stehende Zeit zum Gespräch, gemeinsamen

Unternehmungen etc. mit den Kindern zu nutzen. Ihr Mann darf seine Funktion als Vater nicht auf das Verdienen des Lebensunterhalts reduzieren. Eine Vertrauensbeziehung zum Vater ist für die gesunde Entwicklung eines Kindes sooo wichtig!

- Schaffen Sie Freiräume, dass Vater und Kind(er) gemeinsame Erlebnisse haben.

Daß es zu solch gemeinsamen Erleben zwischen Vätern und Kindern oft zu wenig kommt, kann am alltäglichen Termindruck, oft aber auch nur an Gedankenlosigkeit liegen. Bemühen Sie sich, als kreative Ideenlieferantin hier Abhilfe zu schaffen. Machen Sie Ihrem Mann gute Vorschläge, was er konkret mit den einzelnen Kindern unternehmen kann, und notieren Sie sich Idee für ihn, die den Wünschen und der Eigenart eines Kindes entgegenkommen.

- Lassen Sie den Vater Ihrer Kinder nie „fünftes Rad am Wagen“ sein!

Sorgen Sie dafür, dass Ihr Mann gerade bei heranwachsenden oder erwachsen gewordenen Kindern nicht am Rande, sondern im Zentrum des Familienlebens steht. Wer kennt eine bestimmte Art von Klischeesituationen nicht: Die Mutter ist die in alles eingeweihte Vertrauensperson ihrer Kinder, der Vater wird in die Rolle des uninformierten Dummerchens hineingedrängt. Daß es dazu nicht kommt, ist entscheidend Ihre Aufgabe.

- Ob Ihr Mann mit Erfolg die Lernaufgabe meistert, Vater zu sein, hängt zu einem nicht unbedeutenden Teil auch von Ihnen ab. Helfen Sie Ihm – um Ihrer Kinder willen!

Aus: „Family“, 1/1996.

(2) Scheidungswaisen

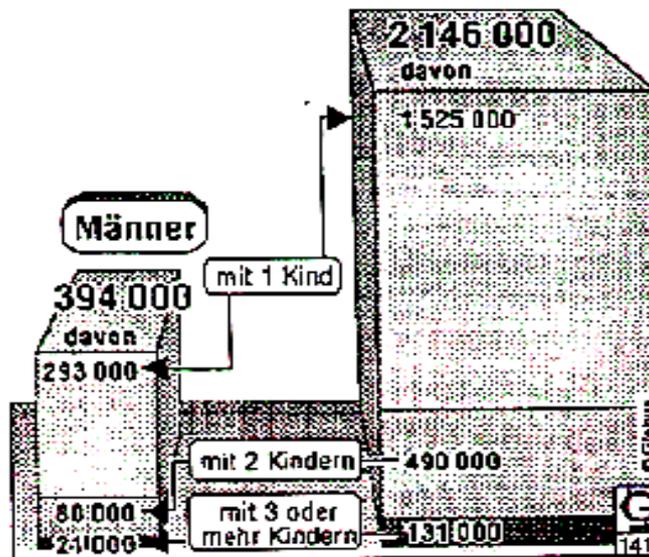
Über 2,5 Millionen Frauen und Männer müssen in Deutschland mit der Kindererziehung allein klarkommen; 1,86 Millionen in den alten und 680 000 in den neuen Ländern. In 84 Prozent der Fälle sind Frauen die Alleinerziehenden, denn im Fall einer Trennung bekommen meist sie die Kinder zugesprochen. Scheidung ist auch der häufigste Grund für das Single-Dasein der Eltern: Knapp

39 Prozent der Alleinerziehenden sind geschieden, 31 Prozent verwitwet und 21 Prozent ledig.

Aus: „Globus“, 1993.

Die Alleinerziehenden in Deutschland, 1991

Frauen



AUFGABENKOMPLEX 10

- Lesen Sie die folgenden Texte durch.
- Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.

(1) Der schwere Weg zur gemeinsamen Sorge.

Mit den neuen Umgangsrecht sind alleinerziehende Mütter und auch viele Väter unzufrieden

Seit einem Jahr gilt das neue Kindschaftsrecht. Es soll uneheliche und eheliche Kinder gleichstellen, dem Kind eigene Rechte verleihen und durch die gemeinsame Sorge als Regelfall verhindern, dass elterlicher Streit auf dem Rücken der Kinder ausgetragen wird. Eine bestechende Konzeption, die aber noch hakt.

Andreas Hacker

„Ein schlechter Vater ist besser als gar kein Vater“. Für Heiner Krabbe von der Beratungsstelle Trialog in Münster gibt es daran nichts zu rütteln. „Frauen tun sich selbst keinen Gefallen, wenn sie den Kontakt verhindern“, bezieht er mit dieser eindeutigen Aussage klar Position gegen wachsende Kritik alleinerziehender Mütter, die von dem neuen Recht des anderen Elternteils auf Umgang mit dem Kind gar nicht so begeistert sind. Sie, die vielfach unter Aufgabe eigener Interessen ihren Alltag neu organisiert haben, sollen nun den Umgang mit Vätern fördern, denen der Nachwuchs bislang ehe egal war.

Was die Frauen als Zumutung empfinden, steht im neuen Kindschaftsrecht, das seit Juli vergangenen Jahres gilt. Es beendet nicht nur die faktische Rechtlosigkeit des nichtehelichen Vaters, sondern bringt auch die ausdrückliche Regelung, „dass jeder Elternteil zum Umgang mit dem Kind verpflichtet und berechtigt ist“. Für Wolfgang Föhr, der im Raum Friedrichshafen/Ravensburg den Verein der Fachanwälte für Familienrecht gegründet hat, eine entscheidende Neuerung: „Man beachte die Reihenfolge: Erst kommt die Pflicht der Eltern, dann deren Recht.“ Für wesentlich hält der Jurist auch die Aussage des Paragraphen 1626 (3) des Bürgerlichen Gesetzbuches, „dass zum Wohl des Kindes in der Regel der Umgang mit beiden Eltern gehört“.

Eine 30jährige aus einer kleinen Gemeinde in Südwürttemberg, nennen wir sie Carmen, sieht das ganz anders. Sie hatte sich, beim gemeinsamen Rucksack-Urlaub in Südamerika ungewollt schwanger geworden, für das Kind entschieden, eine Heirat mit dessen Vater aber abgelehnt. Was folgte, war ein schwieriges Sich-Einrichten unter völlig neuen Verhältnissen. Den guten Job beim Arbeitsamt muß sie aufgeben, den VW Käfer Cabrio und das Motorrad verkaufen, den Rucksack wegräumen. Das alles macht sie, ohne zu jammern, weil für sie hier tatsächlich zusammenwächst, was zusammen gehört. Das Mutter-Kind-Model sichert das Auskommen, die nahe Oma hilft mit Zuspruch

und Verständnis. Es reicht sogar zu einer Übereinkunft mit dem Vater des jetzt Vierjährigen: Alle 14 Tage kann er Marius für drei bis vier Stunden sehen.

Mit Geschenken überhäuft

Mit dem neuen Gesetz ändert sich die Geschäftsgrundlage: Alle zwei Wochen sind dem Vater nicht genug. Weil Carmen nein sagt und darauf verweist, dass ihre Vorstellungen von Erziehung im Sinne der Waldorf- und Montessori-Pädagogik mit des Vaters Praxis – „möglichst heftig fünf Dinge in einer halben Stunde“ – nicht zusammenpassen, kommt es zum Antrag auf Umgang, dem das Gericht stattgibt.

Seither geht Marius einmal die Woche weg. Freitags oder samstags, und jedes Mal pendelt der Bub zwischen zwei Welten: „Die versuchen, ihn zu kaufen“, schimpft die Alleinerziehende über die Familie des Vaters, der sie vorwirft, den Jungen mit Geschenken zu überhäufen. „Einmal gibt’s einen Traktor, dann wieder Kruscht, dann Geld fürs Fahrrad“. Weihnachten werde schon mal zwei Wochen im voraus gefeiert, der Geburtstag des Kindes dann, wenn der Vater Marius zu Besuch hat. „Bei dem ganzen Streß hab’ ich 25 Kilo abgenommen“, erzählt Carmen. Sie wird ihn wohl auch weiter auszuhalten haben, solange niemand kommt und feststellt, dass darunter das Wohl des Kindes leidet.

Feststellen könnte dies das Jugendamt. Doch die Hürden sind hoch: „Zur Fortentwicklung von Bindungen des nichtehelichen Kindes zu seinem Vater muß Kontakt mit ihm bestehen und gepflegt werden“, schreiben die Bundesministerien für Familien und Justiz in einer gemeinsamen Stellungnahme an den Verein Väteraufbruch für Kinder. Danach kann die Mutter zwar das Mitsorgerecht des Vaters verhindern, aber nicht das Umgangsrecht. Wäre auch unklug, ergänzen die Trialog-Berater aus Münster, denn dann müssen sie auch noch gegen den tollen Phantom-Vater im Kopf des Kindes ankämpfen: „Mit

einem realen Vater kann ein Kind sich weit besser auseinandersetzen – selbst wenn er unzuverlässig ist“.

Holger Danzebrink aus Paderborn ist das zuwenig. Das Vorstandsmitglied des Väteraufbruchs spricht von einer „Produktion von Scheidungswaisen“, die unglaubliche Ausmaße erreicht habe: „Mit steigender Tendenz leiden jährlich über 150 000 Kinder unter der Trennung ihrer Eltern“. Knackpunkt für ihn: Den Anspruch der Reform, eheliche und nichteheliche Kindergleichzustellen, sieht er in der Frage der Sorge nicht eingelöst.

Trennen sich Eltern, die zuvor verheiratet waren, ist das gemeinsame Sorgerecht nach Angaber Danzebrinks selten strittig. Sind Vater und Mutter jedoch nicht verheiratet, sei der Fortbestand der gemeinsamen Elternschaft sechswiezig: „Jeder zweite getrennte lebende Elternteil verliert meist schon nach einem Jahr den Kontakt zu seinem Kind“, sagt der 27jährige der darum kämpft, dass er seine knapp. „In 90 Prozent der Fälle ist es der Vater, der aus dem Leben seines Kindes suspendiert wird“. Die Situation des Fernmeldeanlagenelektronikers der auf rechtliche Schritte zunächst verzichtete, weil er auf eine außerge rechtliche Einigung hofft, hat sich nach einem Güetermin beim Jugendamt ein wenig verbessert.

Aus: „Zollern-Alb Kurier“, 1999.

(2) Hans Magnus Enzensberger

„Die Scheidung“ (1980)

Erst war es nur ein unmerkliches Beben der Haut –
 „Wie du meinst“ -, dort wo das Fleisch am dunkelsten ist.
 „Was hast du?“ – Nichts. Milchige Träume
 Von Umarmungen, aber am anderen Morgen
 Sieht der andere anders aus, sonderbar knochig.
 Messerscharfe Missverständnisse. „Damals in Rom“.
 Das habe ich nie gesagt. – Pause. Rasendes Herzklopfen,
 eine Art Haß, sonderbar. – „Darum geht es nicht“.

Wiederholungen. Strahlend hell die Gewissheit:
 Von nun an ist alles falsch. Geruchlos und scharf,
 wie ein Paßfoto, diese unbekannte Person
 mit dem Teeglas am Tisch, mit starren Augen.
 Es hat keine Zweck keinen Zweck keinen Zweck:
 Litanei im Kopf, ein Anflug von Übelkeit.
 Ende der Vorwürfe. Langsam füllt sich
 Das ganze Zimmer bis zur Decke mit Schuld.
 Die klagende Stimme ist fremd, nur die Schuhe,
 die krachend zu Boden fallen, die Schuhe nicht.
 Das nächste Mal, in einem leeren Restaurant,
 Zeitlupe, Brotbrösel, wird über Geld gesprochen,
 lachend. Der Nachtschmeck nach Metall.
 Zwei Unberührbare. Schrille Vernunft.
 „Alles halb so schlimm“. Aber nachts
 Die Rachsucht, der stumme Kampf, anonym,
 wie zwei knochige Advokaten, zwei große Krebse
 im Wasser. Dann die Erschöpfung. Langsam
 blättert der Schorf ab. Ein neues Tabakgeschäft,
 eine neue Adresse. Parias, schrecklich erleichtert.
 Blasser werdende Schatten. Dies sind die Akten.
 Dies ist der Schlüsselbund. Dies ist die Narbe.

AUFGABENKOMPLEX 11

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) Rosemarie Künzler-Behncke

„Das Krippenspiel“

Jedes Jahr zu Weihnachten gibt es in unserer Schule ein großes Weihnachtsfest mit Weihnachtsbasar, Flötenkonzert, Weihnachtsliedersingen und vor allem mit einem Krippenspiel. Das Krippenspiel wird immer von der vierten Klasse gespielt. In diesem Jahr waren wir die vierte Klasse.

Seit langem hatten wir uns schon auf unser Krippenspiel gefreut. Aber im Herbst fing es an, schwierig zu werden.

Es gab mindestens fünf Mädchen, die gern die Maria spielen wollten. Und die Jungen prügeln sich darum, wer Josef und wer der Wirt und wer welcher von den Heiligen Drei Königen sein durfte. Die übrigen aus der Klasse spielten Engel und Hirten – das war nicht so interessant.

Ich weiß nicht, wie ich es geschafft habe, dass ich die Jungfrau Maria spielen durfte. Vom Aussehen her bin ich nicht besonders für die Rolle geeignet mit meinen kurzen struppigen Haaren, der dicken Nase und den abstehenden Ohren. Darum dachte ich die ganze Zeit, dass Frau Koller, unsere Lehrerin meine Freundin Regine für die Jungfrau Maria aussuchen würde. Denn Regine hat ein hübsches ovales Gesicht, leicht gewelltes blondes Haar und sanfte rehbraune Augen. Regine sieht wirklich echt ein bisschen so aus, wie berühmte Maler früher die Muttergottes gemalt haben.

Trotzdem durfte ich die Muttergottes in unserem Krippenspiel sein. Ich war unbeschreiblich glücklich und fand mehr und mehr, dass ich für die Maria auch wirklich die einzig Richtige wäre, denn ich konnte von allen in der Klasse am besten Gedichte auf sagen und am schönsten singen. Wenn ich dem Jesuskind in der Krippe ein Wiegenlied singen würde, so ganz innig und zart und mit geschlossenen Augen, wären sicher alle in der Aula, Lehrer, Eltern und Schüler, hingerissen und gerührt. Und meine struppigen Haar und die abstehenden Ohren konnte man überhaupt nicht sehen, weil bei der Muttergottes Kopf und Schultern ja immer mit einem großen Umschlagtuch bedeckt waren.

In meine große Freude über die Rollenverteilung fiel nur ein bitterer Wermutstropfen: Regine, meine Freundin, konnte es nicht verwinden, dass ich mehr Glück gehabt hatte als sie. Ihre sanften rehbraunen Augen funkelten mich böse und wütend an. Die ganzen nächsten Wochen blieb sie feindselig, sprach kein Wort mehr mit mir und schmolte sogar mit unserer Lehrerin. Ich hatte meine Freundin Regine verloren.

Aber das Wichtigste war mir im Augenblick das Krippenspiel und wie ich die Maria am besten darstellen könnte. Ich hatte nichts anderes mehr im Kopf und übte jede freie Minute meinen Text und meine Bewegungen und Gebärden. Regine würde schon wieder zur Besinnung kommen nach Weihnachten, dachte ich. Was konnte ich dafür, dass ich die Hauptperson des Krippenspiels war! Wir hatten schon viele Proben hinter uns. Und Frau Koller wurde von Mal zufriedener mit uns.

Da passierte Anfang Dezember etwas Schreckliches: Ich fiel beim Turnen vom Stufenbarren und konnte mit dem linken Fuß nicht mehr auftreten. Es tat scheußlich weh. Zuerst dachten wir, der Knöchel wäre gebrochen, aber es war nur eine Zerrung. Ich musste drei Tage liegen und Umschläge machen. Dann bekam ich einen Gehgips und durfte wieder zur Schule. Halb so schlimm, dachte ich, als Muttergottes frage ich ja ein langes Gewand – da merkt kein Mensch was von meinem Gehgips. Aber Frau Koller war anderer Meinung. „Tina, es wird besser sein, wenn Regine die Jungfrau Maria spielt“, sagte sie vor der Klasse zu mir, „denn mit dem Gipsverband könntest du stolpern oder im Gewand hängen bleiben – das ist zu gefährlich“.

Es war mucksmäuschenstill in der Klasse. Alle hielten den Atem an. Da sagte Regine laut und vernehmlich: „Nein, danke! Ich spiele keine Ersatz-Maria. Wenn ich vorher nicht gut genug war, will ich jetzt auch nicht!“ Ich hoffte, das könnte eine Chance für mich sein und mich hastig noch einmal an: „Wir haben doch jetzt schon so lange geübt – und mir macht der Gips am Fuß wirklich

nichts aus, das bisschen Humpeln“. Aber Frau Koller wollte nichts davon wissen. Da legte ich den Kopf auf die Arme und fing laut an zu schluchzen.

Frau Koller ging erregt mit großen Schritten vor der Klasse auf und ab. Ich war so maßlos enttäuscht und mit mir selbst beschäftigt, dass ich nicht darauf achtete, was sie sagte. Erst nach und nach drangen ihre Worte an mein Ohr.

Frau Koller sagte, dass es überhaupt nicht darauf ankäme, wer von uns die Maria und den Josef und die anderen Personen im Krippenspiel darstellte. Es käme auf den Geist an, mit dem ein Stück gespielt würde.

„Ich verstehe euch nicht“, fuhr Frau Koller traurig fort. „Hier geht es um Weihnachten und um Christi Geburt. Alle Menschen auf der Welt sind zu Weihnachten in großer Freude miteinander verbunden, selbst wenn sie weit voneinander entfernt wohnen und die verschiedensten Sprachen sprechen. Hier in dieser Klasse aber denkt offenbar niemand an die Heilige Nacht und das große Wunder. Ihr denkt nur an euch selbst. Eitel seid ihr und selbstgefällig. Das ist kein guter Boden für ein Krippenspiel“.

Frau Koller schickte uns an diesem Tag nach Hause. Wir waren alle sehr niedergeschlagen und bedrückt. Aber keiner schämte sich so wie ich – höchstens Regine ...

Am nächsten Tag wurde nicht mehr über die Rollenverteilung gesprochen. Regine spielte die Muttergottes. Und ich legte meinen Gipsfuß hoch und sah zu und sagte ihr den Text ein, wenn sie stecken blieb.

Endlich war der Tag herangerückt, an dem unser Krippenspiel aufgeführt wurde. Die Aula war so voll, dass die ersten Klassen vorne auf dem Boden sitzen mussten. Aufgeregt stand ich hinter den Kulissen und verfolgte das Spiel. Regine hatte ein langes blaues Tuch über Kopf und Schultern geschlungen und sah wirklich aus wie die Muttergottes auf einem kostbaren alten Gemälde. Josef war mit einem alten Lodenmantel, zerbeultem Hut und Stalllaterne ausgestattet. Die Engel kamen in weißen Nachthemden mit Flügeln und Diademen aus

Goldpapier. Die Hirten trugen ihre ältesten Jeans und ausgefranste Oberhemden, der Wirt ein pralles Sofakissen unter der grünen Gartenschürze, damit sein Bauch auch dick genug war. Eine Krippe hatten wir noch am Vortag aus Apfelsinenkisten gebastelt. Zwei aus der Klasse hatten Heu von ihren Meerschweinchen mitgebracht für die Krippe und für den Fußboden. Und die Heiligen Drei Könige aus dem Morgenland sahen ganz echt aus: Melchior mit Turban, farbenprächtigem Gewand und Weihrauchtaß, Kaspar, der Mohrenkönig, mit rußgeschwärztem Gesicht, rotem Umhang und einem Sternstab und Balthasar ganz in ein weißes Bettlaken gehüllt mit Goldkrone und mit einem Goldklumpen in der Hand. Sie sangen dreistimmig: „Drei Könige wandern aus Morgenland. Sie bringen Weihrauch, Myrrhen und Gold – dem Kindlein hold. „Das klang unwahrscheinlich schön.“

Es war erstaunlich, dass keiner seinen Text vergaß vor Aufregung. Aber alles klappte wie am Schnürchen. Die Engel sangen: „Vom Himmel hoch ...“ und die Hirten „Kommet, ihr Hirten...“ und Josef sang: „Maria durch einen Dornwald ging“. Aber das Schönste kam ganz zuletzt. Regine hatte sich die ganze Zeit bei den Proben geweigert zu singen, weil sie ihre Stimme zu klein und mickrig fand. Als ich noch die Maria spielte, hatte ich zum Schluss immer ein Wiegenlied gesungen, manchmal „Josef, lieber Josef, hilf mir wiegen mein Kindlein“ und manchmal „Schlaf wohl, du Himmelsknabe, du“.

Jetzt knieten die Engel und die Hirten und die Heiligen Drei Könige um Josef und Maria und die Krippe herum. Das war das Ende. Ich wollte gerade den Vorhang herunterlassen, da nahm Maria liebevoll das Stoffbündel aus der Krippe, wiegte es in ihren Armen hin und her und fing mit zarter Stimme an zu singen: „Still, still, weil's Kindlein schlafen will“. Das hatten wir überhaupt nicht geprobt. Nichts rührte sich im Saal. Ganz versunken sang Maria ihr Wiegenlied – immer leiser wurde ihre Stimme. Aber man hörte jeden Ton. Und dann war es wirklich zu Ende. Als der Vorhang fiel, herrschte noch

sekundenlang atemlose Stille. Erst dann brach der Beifallssturm los. Ich lief zu Regine und fiel ihr wortlos um den Hals. Es war das schönste Krippenspiel, und sie war die wunderbarste Muttergottes, die ich je erlebt habe.

(2) „Die Weihnachtsgeschichte“

Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zurzeit, da Quirinius Statthalter in Syrien war. Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe, ein jeder in seine Stadt. Da machte sich auf auch Josef aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, damit er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe; die war schwanger.

Und als sie dort waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.

Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und der Engel des Herrn trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr.

Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.

Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.

Und als die Engel von ihnen gen Himmel führen, sprachen die Hirten untereinander. Laßt uns nun gehen nach Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat.

Und sie kamen eilend und fanden beide, Maria und Josef, dazu das Kind in der Krippe liegen. Als sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, das zu ihnen von diesem Kinde gesagt war.

Und alle, vor die es kam, wunderten sich über das, was ihnen die Hirten gesagt hatten. Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen. Und die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott für alles, was sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war.

Aus: „Lukas-Evangelium“, Kapitel 2, Vers 1-20.

AUFGABENKOMPLEX 12

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) K. Tucholsky

„Der Fremde“ (1924)

„Wenn Frau Kulicke auf der Treppe einem Chinesen begegnet, dann kommt sie ganz aufgeregt nach Hause und erzählt: „Wohnt eigentlich ein Chinese im Haus? Eben bin ich auf der Treppe...“.

Da klingelt es. Sie öffnet: der Chinese. Um Gotteswillen! Was - ? Der Chinese möchte ein Zimmer mieten. Etwas misstrauisch läßt sie ihn herein, der Chinese sieht das Zimmer an, es gefällt ihm (er hat noch nicht das Berliner Guckauge für solche Dinge; wäre ich dabei gewesen, hätte ich ihm einiges zeigen können) – er mietet, er zieht ein. Der Chinese wird ein unerschöpfliches Gesprächsthema.

Der Chinese vertritt für Frau Kulicke China. Ungeahnte Möglichkeiten erwägt sie in ihrem Hirn, Opiumhöhlen, ausgerissene Seeräuberzöpfe, kleine Geishas (die liegen bei Frau Kulicke in der chinesischen Schublade); aber inmitten dieses asiatischen Brodelns ist Eines sicher: China und dieser Chinese – das ist ein und dasselbe.

Und Frau Kulicke ist nur eines von hunderttausend Exemplaren: jeder Fremde vertritt für die meisten Menschen sein ganzes Land, seine Regierung und seinen Fürsten. Die Franzosen in Deutschland haben bekanntlich alle noch vor kurzer Zeit Privat- und Spezialaufträge von Herrn Poincaré gehabt: die Deutschen vor dem Kriege waren Abgesandte des Kaisers: auf jedem Russen lag früher der Abglanz des Zaren (den er vielleicht nie gesehen hatte) – der Fremde vertritt für die meisten Leute immer noch seinen Staat.

Und keiner kommt auf den nahe liegenden Gedanken, dass der Fremde zu Hause genau so ein unnützes, beiseitegeschobenes Ding sein könnte wie der Betrachter; dass sich sein Staat so wenig aus ihm macht wie der unsre aus uns (neulich war in einem Erlaß über die Befestigung dieser Verfassung zu lesen: „Es sind auch Kreise der Bevölkerung hinzuzuziehen ...“); jeder tut immer noch so, als käme der mächtige Volksgenosse eines völlig geschlossenen fremden Stammes zu uns – und nicht der kümmerliche Bestandteil einer anachronistischen Gesellschaftsform. Und je ohnmächtiger die Einheimischen sind, desto größere Fähigkeiten trauen sie dem fremden Mann zu.

Europa hat noch nie so viel Nationen und Staaten gesehen wie heute. Innerhalb der Staaten geht das Spiel weiter – oder wollen etwa die Franken dulden, dass die Stammeseigenart der Mittelfranken bei ihnen unterdrückt werde? „Die thüringischen Belange“ (was man am besten wie „Melange“ ausspricht): die Pfälzer verlangen; die Hannoveraner drohen – je eine halbe Million, wenns viel ist. Europa spielt. Es scheint die Idee kurz vor dem Höhepunkt ihres Umkippen in das Gegenteil zu sein, wie zu hoffen steht. Statt

wirklich zu sehen, wie die Schichtgrenzen laufen, amüsieren sie sich mit Fahnen, Grenzpfählen, Ministerpräsidenten – und spielen „fremd“.

Gott segne diesen Erdteil! Er hat es nicht anders verdient.

(2) „Neue Horizonte“ von R. Münz

Ringens um die „richtige“ Zuwanderungspolitik

Der Filmregisseur Billy Wilder wurde 1906 in Galizien geboren. Als Kind kam er mit seinen Eltern nach Wien. In den 20er Jahren übersiedelte er nach Berlin und floh von dort vor den Nazis nach Hollywood. Er ist ein typischer Migrant des 20. Jahrhunderts. Einer von vielen Millionen Europäern, die außerhalb ihres Heimatlandes Arbeit und Einkommen, Freiheit oder Schutz vor Verfolgung suchten. Mehr oder weniger freiwillige Wanderung und unfreiwillige Flucht verschoben nicht bloß Teile der Bevölkerung Europas. Sie hinterließen ihre Spuren auch in den Biografien und im kollektiven Gedächtnis der Migranten. Und sie hatten unübersehbare Folgen für Politik und Gesellschaft der Zielländer.

Schon mit Beginn der Anwerbung von Gastarbeitern entstand seit den 60er Jahren in deutschen Großstädten ein bis dahin unbekanntes Maß an sprachlicher, kultureller und religiöser Vielfalt. Denn viele Arbeitsmigranten blieben im Land, holten ihre Angehörigen nach oder gründeten erst in Deutschland eine Familie. Wir haben es daher nicht nur mit Zuwanderern, sondern auch mit im Land geborenen Angehörigen neuer ethno-religiöser Minderheiten zu tun.

Heute besteht in Deutschland kein Konsens darüber, wie das Verhältnis zwischen einheimischer Mehrheit und den neuen Minderheiten in Zukunft aussehen soll. Es gibt dazu mindestens zwei unterschiedliche Positionen: Die einen verlangen eine weitgehende Assimilation der Minderheiten. Nichts anderes steckt hinter der viel diskutierten Forderung, Zuwanderer und ihre Kinder sollten sich der deutschen „Leitkultur“ anpassen. Die Zugehörigkeit zur Minderheit ist damit im Idealfall ein Durchgangsstadium. Die Gegenposition geht von

dauernder ethnischer Vielfalt aus - und akzeptiert diese Vielfalt. Dem ersten Konzept liegt die Vorstellung einer relativ homogenen Nation der Deutschen zugrunde. Daran soll sich auch bei permanenter Zuwanderung wenig ändern. Die entscheidende Integrationsleistung müssen dabei die Zuwanderer selbst erbringen. Erst danach gibt es volle Rechte. Das zweite Konzept rechnet mit einer zunehmend „bunten“ Gesellschaft, in die sich ausländische Zuwanderer und ihre Kinder nicht durch bloße Übernahme deutscher Werte und Normen integrieren, sondern eigene Identität und Kultur einbringen. In der Praxis führt dies zu einer pluralistischen Gesellschaft, in der das „Andere“ nicht automatisch auch das „Fremder“ ist.

Konflikte sind in diesem Modell unvermeidlich. Es geht in der Folge nicht um ihre Vermeidung, sondern um die Festlegung von Regeln der Konfliktaustragung. Eine wichtige Voraussetzung dafür wäre die Herstellung von Chancengleichheit, wozu auch die möglichst frühzeitige und uneingeschränkte Gewährung bürgerlicher und sozialer Rechte für Zuwanderer zählt. Bei der politischen Auseinandersetzung um heutige und künftige Zuwanderung geht es nicht nur um die Verteilung von Ressourcen, Partizipations- und Lebenschancen, sondern auch um die Anerkennung (oder Nicht-Anerkennung) religiöser und kultureller Unterschiede.

Es ist offensichtlich, dass die Assimilation an die Mehrheitsgesellschaft von denen, die neu hinzukommen, höhere Anpassungsleistungen fordert. Sie tragen damit das Risiko des Scheiterns überwiegend selbst. Zugleich versucht dieses Modell, Vielfalt von vornherein zu begrenzen. Der Status quo von Normen, Wertvorstellungen und kulturellen Eigenarten der Zielgesellschaft soll trotz Zuwanderung festgeschrieben werden. Diese „Eigenarten“ reichen von der Sprache der Mehrheit über bestimmte Familienbilder und Erziehungsvorstellungen bis zur christlich-abendländischen Tradition. Aus deutscher Sicht wäre Assimilation von Vorteil, wenn wir uns dadurch die Auseinandersetzung mit fundamentalistischen Weltbildern oder stark

asymmetrischen Rechten und Pflichten von Männern und Frauen ersparen. Forcierte Assimilation bedeutet freilich auch, dass mit der Zeit ein Großteil jenes kulturellen Kapitals verschwindet, das Migranten als „unsichtbares Gepäck“ mitbringen.

Das kosmopolitische Modell geht von einem festen Bestand nicht verhandelbarer Spielregeln aus. In ihrer Lebenswelt bleibt den einzelnen ethnischen Gruppen und ihren Mitgliedern jedoch ein größerer Spielraum individueller Gestaltung. Für die unterschiedlichen ethnischen Gruppen bedeutet dies die Anerkennung ihrer kulturellen Identität. Vor allem Zuwanderern der ersten Generation erleichtert ein solches Arrangement den Zutritt. Und für die Gesellschaft des Ziellandes bedeutet dies mehr kosmopolitische Vielfalt. Wenn ein kosmopolitisches Gleichgewicht gelingt, macht dies das jeweilige Zielland nicht nur attraktiver, sondern sichert ihm auch eine Reihe von Vorteilen. Wenn nicht, sind die sozialen Kosten einer entlang ethnischer Linien gespaltenen Gesellschaft beträchtlich: vor allem dann, wenn mit Zuwanderung aus dem Ausland eine dauerhafte Marginalisierung und Ausgrenzung einhergeht.

Deutschland steht politisch und demographisch vor einer grundsätzlichen Entscheidung. Denn die inländische Bevölkerung altert und sie schrumpft. Daher gibt es nur zwei Alternativen: Entweder wir versuchen, unsere Wirtschaft, unsere Infrastruktur und unsere sozialen Sicherungssysteme radikal an eine deutlich schrumpfende Bevölkerung anzupassen. Oder wir öffnen uns stärker für Zuwanderer.

Künftig benötigt Deutschland keine neuen „Gastarbeiter“, sondern „Neubürger“. Die sind nicht zum Null-Tarif zu haben. Gerade junge und gut ausgebildete Migranten werden sich in Zukunft aussuchen können, wohin sie gehen. Wir werden uns in Konkurrenz zu anderen Industriegesellschaften um Einwanderer auch bemühen müssen.

Aus: „Deutschland“.

AUFGABENKOMPLEX 13

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) Ein Sommer in Berlin

Wladimir Kaminer über Cross-over-Kultur – eine Kurzgeschichte

Was machen die russischen Künstler in Berlin, wenn es heiß wird, das Ozonloch sich gnadenlos ausbreitet und die meisten Bewohner entweder wegfahren oder sich zu Hause verbarrikadieren und vor sich hinschwitzen? Die Russen treiben ihr schöpferisches Tun weiter und nichts kann sie davon abbringen. Der Bildhauer Iwanov zum Beispiel hat sich gegen Alkoholismus sensibilisieren lassen. Er brach seine fast zwei Monate lang andauernde Trunksucht ab und konnte nun sein triumphierendes Werk vollenden – ein einzigartiges Design für eine von Russen gerade eröffnete Suschi-Bar in der Friedrichstraße. Die Besitzer hatten den Künstler schon seit einer Ewigkeit überall gesucht und waren auf Iwanov schlecht zu sprechen.

Mann konnte sie gut verstehen: Alles war zur Eröffnung vorbereitet: Drei Köche, zwei Mongolen und einer aus Vietnam, wurden engagiert, die Inneneinrichtung aus Amerika installiert und die Fische eingefroren. Nur das Design ließ auf sich warten. „Pass auf, Iwanov“, sagten die Besitzer, „wir wollen diesmal keine Schwierigkeiten mit dir kriegen, nicht wie das letzte Mal mit der Pizzeria. Mal uns einfach zwei große lachende Fische: einen blauen an die Eingangstür und einen roten an die Decke – und fertig ist unsere Suschi-Bar“.

An die Geschichte mit der Pizzeria erinnerte sich Iwanov nicht gern. Damals hatte er eindeutig mit dem Design übertrieben. Die Besitzer wollten echt italienischen Barock – mit Kerzenlicht und üppigen Figuren. Der Künstler wollte aber etwas Einzigartiges: Er kreierte eine ziemlich große Salamipizza aus Bronze, die er an der Decke befestigte. Aber schon bei der Eröffnungsparty, als die ersten Gäste zu tanzen anfangen, fiel die Pizza wie eine Rakete auf das Parkett, Gott sei Dank wurde niemand verletzt. Diesmal bestand die von ihm

geschaffene Suschi-Bar-Dekoration aus sehr viel leichteren Materialien: hauptsächlich aus gelbem japanischen Papyrus, der mit Iwanovs persönlichen Hieroglyphen bemalt werden sollte. Auf diese Hieroglyphen war der Künstler besonderes stolz – wegen ihres authentischen Ursprungs: Er hatte sie im Waschraum unter der Badewanne „entdeckt“. Die meisten Hieroglyphen hatten menschliche Augen, eins erinnerte Iwanov an seine vor drei Jahren verstorbene Mutter. Trotzdem konnte der Bildhauer sein Design schnell und phantasievoll vollenden. Alle waren glücklich, der Laden wurde eröffnet. Vor allem japanische Touristen verbrachten so manche Stunde in dem Laden. Sie aßen nichts – sondern fotografierten nur die Wände. Noch zwei Wochen brannte jedoch der an sich gut gehende Laden vollkommen ab. Der Koch aus Vietnam hatte mit einem der Köche aus der Mongolei eine Wette abgeschlossen. Er behauptete, dass Suschi gebraten genau so gut schmecken würde wie frisch. Um die Sache zu entscheiden, brachte er eines Tages einen Grill zur Arbeit mit. Die Suschis benahmen sich allerdings sehr seltsam auf der Grillplatte: Sie fingen Feuer, zusammen mit dem Laden. Die Mongolen meinten, die Ursache dafür sei der Senf, der eindeutig nach Benzin rieche.

Iwanov bekam derweil einen neuen Auftrag. Diesmal sollte er für zwei Brüder aus Georgien einen Thai-Imbiss renovieren, das heißt hübsch mit thailändischen Motiven dekorieren. Die drei inzwischen arbeitslos gewordenen Köche – der Vietnameser und die beiden aus der Mongolei – wechselten ebenfalls zu den Georgiern. Iwanov war aber mit Japan noch lange nicht fertig. Im Gegenteil, weitere Fische zu malen entwickelte sich bei ihm zu einem wahren Bedürfnis. Zu Hause malte er zwei Fische an die Wände in der Küche und im Bad. Der thailändische Imbiss sah ebenfalls bald wie ein Aquarium aus. Die Imbiss-Fische waren aber ganz anders als die in der Suschi-Bar: klein und grau.

Die georgischen Brüder waren von der Professionalität des gelernten Bildhauers beeindruckt und bestellten bei ihm umgehend ein Porträt ihres vor kurzem verstorbenen Opas: in seiner vollen Lebensgröße und für tausend Mark.

Sie gaben ihm ein Familienfoto mit, auf dem ihr Großvater in einem schwarzen Anzug feierlich ganz vorne im Bild stand: Seine Brust war von oben bis unten mit Kriegsauszeichnungen bedeckt. Er hatte den zweiten Weltkrieg mitgemacht, Berlin gestürmt und viele Heldentaten dabei begangen. Seine Enkel bestanden nun auf absolute Ähnlichkeit mit ihrem Großvater. Es sollte ein hyperrealistisches Porträt werden. Nur der Opa samt seinen Orden, sonst nichts.

„Ich weiß nicht“, sagte der Bildhauer, „die absolute Ähnlichkeit kann ich nicht garantieren“. „Musst Du aber“, verlangten die georgischen Brüder. Einen Monat lang quälte sich Iwanov mit dem Foto herum, besonders schwer fiel ihm das Gesicht und die rechte Hand, die auf dem Foto in der Luft hing, so als ob der Opa gerade jemanden grüßen würde. Der Bildhauer stand kurz vor der Verzweiflung – der Großvater wollte und wollte jedoch seinen Foto einfach nicht ähnlich werden.

Eines Tages kam Iwanov aber auf eine tolle Idee: Er vergrößerte das Foto im Copyshop auf DIN A 1-Format, schnitt den Opa raus und klebte ihn passgenau auf die Leinwand. Danach übermalte er das Foto, bis es schließlich wie ein Gemälde aussah. Die beiden Brüder konnten ihm nichts vorwerfen, die Ähnlichkeit mit dem Großvater war verblüffend. Sie hingen das Bild gleich in ihrem thailändischen Imbiss an die Wand. Von lauter Fischen umgeben sah der Kriegsheld nun noch erhabener aus und passte zu dem ganzen Design wie angegossen. Das Bild wurde schnell populär. Iwanovs Lust, die Bewohner des Meeres zu porträtieren, erlosch jedoch bald – er wurde Vegetarier und hörte sogar mit dem Rauchen auf.

Aus: „Deutschland“.

(2) Helmut Heidebrecht

Loßburg

Die Scheu vor Kontakten mit Aussiedlern

Die Einwohnerschaft der Stadt Horb im Schwarzwald schlägt Alarm: Die Jugendkriminalität vor allem auf dem Hohenberg wird ein zunehmendes

Problem. Dieser neue Stadtteil mit seinem hohen Aussiedleranteil und seiner in letzter Zeit in den Massenmedien viel strapazierten „Gettoisierung“ war anfänglich „kriminalitätsfrei“ gewesen, so der Vertreter vom Polizeirevier Horb Werner Gauss. Er und der Kriminalbeamte Walter Kocheise referierten vor der Bürgerinitiative, die sich zu ihrem Stammtisch im Hotel „Steiglehof“ versammelt hatte. Doch seit 1991 war die Polizei dauernd im Einsatz auf dem Hohenberg.

Es wurden viele Zahlen angeführt, die einige unerwünschte aber leider oft vorprogrammierte Tendenzen veranschaulichten. Die Zahl der Jugendlichen unter den Tatverdächtigen hat im Allgemeinen beängstigend zugenommen. Das Vorgehen wird immer brutaler.

Besonders auffällig ist der überdurchschnittlich hohe Anteil der Rauschgiftdelikte bei den Aussiedlern. Von den in Horb offiziell bekannten 20 Heroin-Abhängigen sind die meisten junge Aussiedler zwischen 14 und 27 Jahren, die auf dem Hohenberg wohnen. Fünf von diesen jungen Leuten sind mittlerweile in Haft, zehn wurden wegen Rauschgiftdelikten angezeigt, weitere vier wegen Hehlerei. Am Stammtisch war eine gewisse Hilflosigkeit hinsichtlich dieser Fakten zu sehen. Man kennt die Aussiedler und ihre Probleme, die Hintergründe ihrer Sozialisation in der ehemaligen Sowjetunion nur sehr oberflächlich, findet keinen Zugang zu ihnen, weiß nicht genau was man dieser Entwicklung entgegensetzen kann. Um diese Lücke auszufüllen, wurde Jürgen Arnhold, einer der aktiven jungen Aufklärer zum Stammtisch eingeladen. Er ist vor etwas sechs Jahren aus Kasachstan nach Deutschland gekommen und engagiert sich in der Jugendarbeit. Sein Bericht über die gesellschaftliche Entwicklung in den post-sowjetischen Staaten der GUS waren für die meisten Versammelten eine Offenbarung. Die Berichte im deutschen Fernsehen sowie in den Printmedien über das Leben in den GUS-Staaten ist doch ziemlich einseitig und kann kein einheitliches und wahrheitsgetreues Bild darüber geben. Jürgen Arnhold berichtete darüber, dass die Jugendlichen dort nur eine Zukunftschance

hätten, wenn sie reiche Eltern haben oder in der Mafia mitwirken. Er glaube allerdings nicht, dass die Mafiastrukturen bei der Übersiedlung nach Deutschland übertragen werden. Manche jugendlichen deutschen Aussiedler sehen in den Rauschmitteln oft das einzige leider trügerische Mittel, sich zu behaupten, Beziehungen aufzubauen, die Gefühle der Angst vor der ungewissen Zukunft ohne Beruf und ohne Arbeit, der Abgerissenheit von den herkömmlichen sozialen Bindungen zu verdrängen. Die Rauschmittel machen sie gleichsam „unabhängig“. Hinzu kommen die fehlenden Deutschkenntnisse, und die volle soziale Inkompetenz. Sie kennen nichts vom Leben in Deutschland. In den viel zu kurzen Sprachkursen, zu denen viele Jugendlichen kraft ihrer Einteilung in die berüchtigten Paragraphen keinen Zugang bekommen, können sie diese Lücke nicht füllen. Sie sind hierher mit falschen, völlig überzogenen Vorstellungen gekommen und sind oft bitter enttäuscht von dem realen Leben in der Bundesrepublik, die viele von ihnen praktisch im Stich gelassen hat. Sie werden mit den Problemen der Integration allein nicht fertig und suchen Schutz in der Clique, wo sie sich gut aufgehoben und verstanden fühlen, wo aber leider auch viel zu oft die Rauschmittel eine entscheidende Rolle spielen. Unversehen sind sie dann innerhalb kurzer Zeit drogenabhängig geworden. Es etabliert sich sehr schnell ein Teufelskreis, aus dem sie keinen Ausweg mehr finden. Um an die Droge heranzukommen, begehen sie Beschaffungsdelikte und geraten in den sozialen Abgrund.

Dies alles, so Arnhold weiter, bedeute aber keinesfalls, dass alle jungen Aussiedler so sind. Doch für die meisten von ihnen ist die Integration in die deutsche Gesellschaft ein schwieriges Unterfangen, bei dem sie leider oft auf sich selbst gestellt sind. Sie wollen sich aber keinesfalls abkapseln, möchten aktiv am gesellschaftlichen Leben teilnehmen. Gerade der Sport zum Beispiel ist einer der Schienen, auf der sie ziemlich aktiv und zahlreich vertreten sind.

Jürgen Arnhold zeigte am Beispiel des Projekts in der Nachbarstadt Sulz, wo der Verein „Nadeschda“ (Hoffnung) gegründet wurde. Der Stadtrat stellte

dem Jugendtreff einen Raum auf dem ehemaligen Bundeswehrgelände zur Verfügung, wo die Jugendlichen verschiedene Veranstaltungen durchführen. Hier werden auch Sprachkurse abgehalten, Sportwettkämpfe ausgetragen, die großen Anklang finden.

Es gibt im Landkreis Freudenstadt auch andere Beispiele der Arbeit zur Integration der jungen Aussiedler. In Empfingen und in Loßburg gibt es Jugendtreffs, an denen die jugendlichen Aussiedler beteiligt sind.

Diese Informationen waren für viele Teilnehmer des Stammtisches völlig neu. Man habe sich nie so ernst mit den Problemen der Aussiedler überhaupt und der Jugendlichen im besonderen auseinandergesetzt. In der Diskussion wurde aber auch sehr deutlich, dass die Integration ein zweiseitiges Prozess ist, der nur Erfolg versprechend sein kann, wenn beide Seiten aufeinander zugehen. Die Aussiedler müssen sich aus ihrem „Ghetto“ herauswagen, Bereitschaft zu Kontakten zeigen.

Die Bürgerinitiative beschloß, sich aktiv für die Belange der jungen Aussiedler einzusetzen, damit sie auch auf dem Horber Hohenberg einen Treff haben.

Aus: „Deutscher Aussiedler“, 1999.

AUFGABENKOMPLEX 14

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) W. Schnezder

„Österreich“

Die Beurteilung der Republik Österreich in den Medien der Bundesrepublik Deutschland ist geprägt von Ahnungslosigkeit, Aufsässigkeit und Neid. Vergessen scheint, dass wir Österreicher unsere Wälder opfern. Nachtruhe preisgeben und die Gesundheit der Kinder ruinieren, um dem deutschen

Nachbarn seinen Handel auf Durchzugsstraßen zu ermöglichen; vergessen scheint, dass wir unsere Berge nur kahl bügeln, um unseren deutschen Freunden ihren kleinen winterlichen Ferienspaß zu garantieren; vergessen scheint, dass wir seit Jahren Literaten in der Kunst des Österreich-Bepissens ausbilden und subventionieren, nur um unsere deutschen Freunde zwischen Buchdeckeln oder auf Festspielbühnen zu erheitern.

Kein Dank! Wir müssen uns schmähen und verhöhnen lassen, nur wegen dieser paar sich ballenden Affären, Korruptionen, Schiebungen, Unterschlagungen, Diebstähle, Begünstigungen und Gedächtnislücken. Konsequenz wird unterschlagen, wie sehr alle Vorkommnisse – jedenfalls für einen Kleinstaat – Weltniveau haben.

Da waren zunächst einmal diese süffisanten Nachweise der deutschen Presse, wonach Österreich vor 50 Jahren keineswegs zwangsangeschlossen worden war. Was soll der Vorwurf? Wen haben wir denn so begeistert empfangen, dass manche vor Armeausbreiten gar nicht mehr richtig zum Winken kamen? Die Deutschen. Und wer wurde uns an deren Spitze ins Land gekarrt? Einer von uns, dem sie sich längst schon angeschlossen hatten. Wir gingen vor einer Weltmacht in die Knie (im Sinne einer Gebetshaltung), die Deutschen einem Braunauer auf den Leim. Woher also das Recht zur Arroganz? 1938 war nicht Österreichs Heimkehr ins Reich, sondern Hitlers Heimkehr nach Österreich. Daß da gleich ganz Deutschland mitmarschierte, lag nicht in unserem Ermessen.

Freilich, es gibt einen Grund für den deutschen Zorn. Unsere allzu aufdringliche Genialität, mit der wir uns 1945 befreien ließen. Toleranz! Unsere Nazis werfen Euch ja auch nicht mehr vor, den Krieg nicht gewonnen zu haben.

Möglicherweise – das ist freilich Spekulation – hat die Causa Waldheim mit Österreichs schlechtem Gewissen wegen seiner mühelosen Abkoppelung von Großdeutschland zu tun. Wir haben die Psychoanalyse eben nicht nur zwei

Varianten zu nennen – gehören zu unserem täglichen Leben. So was beherrscht bei uns fast jedes Kind.

Viele Österreicher haben diesen Präsidenten nur gewählt, um Buße zu tun. Und die Unfähigkeit der übrigen, ihn zu verachten, ist vergleichbar der Verbitterung, den ein Teil der deutschen Bevölkerung wegen der Anständigkeit ihres derzeitigen Staatsoberhauptes empfindet.

Deutsch, Ihr müsst uns über uns nicht aufklären, wir wissen Bescheid! Der Leitartikel einer der größten konservativen (zur Zeit also nicht oppositionellen) Tageszeitungen hatte den Titel: „Republik der Skandale“. Und dieser Titel meinte die eigene Republik, nicht die angrenzende. So, Herrschaften!, und jetzt nennen Sie mir *ein* einer Regierungspartei nahe stehendes Presseorgan, das zu dieser Selbsterkenntnis fähig wäre. Gar nicht daran zu denken! Aber freudig zitierte man die Frage eines österreichischen Blattes: „Hat die Mafia bei uns eine Filiale errichtet?“

Dabei überlasen die deutschen Kollegen die entscheidende Pointe dieser Fragestellung, das Wort „Filiale“.

In Österreich gibt es *nur* Filialen (im Nazireich war ganz Österreich eine Filiale), die Hauptquartiere und Geschäftsleitungen der großen Gangsterorganisationen sind jenseits unserer Grenze. Im Falle der Atom-Mafia haben wir Österreicher, die wir deutsche Zeitungen lesen, Grund zur Annahme, zu wissen, wo.

Man sollte beim Stichwort Atom in Erinnerung rufen, dass Österreich sein erstes und letztes Kernkraftwerk nur gebaut, nie in Betrieb genommen hat. Aber nur Wegen einer irrtümlich falsch ausgegangenen Volksabstimmung, werden der Atomgeschichte Kundige hier einwerfen. Das ist richtig, sage ich als gelernter Österreicher. Aber eine derartige Schlamperei sollten uns die Deutschen erst einmal nachmachen.

Aus: „Ende der Sommerpause“. Satirenstrophen-Selbstgespräche
von Werner Schneyder.

(2) Parlamentarische Demokratie

„Österreich ist eine demokratische Republik. Ihr Recht geht vom Volk aus“.

So lautet Artikel I des Bundesverfassungs-Gesetzes, das gemeinsam mit dem Staatsvertrag von Wien und dem Neutralitätsgesetz die staatsrechtliche Grundlage der Zweiten Republik bildet.

Die parlamentarische Demokratie war in Österreich seit dem 4.März 1933 ausgeschaltet. Seit dem 13.März 1938 war Österreich auf Grund der Okkupation durch das Deutsche Reich an der Ausübung seiner Staatsgewalt gehindert und war bis April 1945 Teil des „Dritten Reiches“.

Ähnlich wie in der Ersten Republik waren nach der Befreiung Österreichs im April 1945 die politischen Parteien die Republikgründer. Die drei antifaschistischen Parteien einigten sich auf die Bildung einer provisorischen Staatsregierung unter Dr. Karl Renner und die Proklamation der Unabhängigkeit Österreichs. Diese Unabhängigkeitserklärung wurde am 27.April 1945 proklamiert und trägt die Unterschriften von Dr. Karl Renner und Dr. Adolf Schärf für die österreichische Sozialdemokratie, Leopold Kunschak für den Vorstand der Christlich-sozialen Partei (nunmehr Österreichische Volkspartei) und Johann Koplenig für die Kommunistische Partei Österreichs.

In dieser Unabhängigkeitserklärung heißt es: „Artikel I: Die demokratische Republik Österreich ist wiederhergestellt und im Geiste der Verfassung von 1920 einzurichten.

Artikel II: Der im Jahre 1938 dem österreichischen Volke aufgezwungene Anschluß ist null und nichtig“.

Die Bundesverfassung des Jahres 1920 ist vornehmlich ein Werk des bedeutenden Staats- und Völkerrechtlers Professor Hans Kelsen, der die Demokratie als „größtmögliche Annäherung an die Idee der Freiheit in der sozialen Realität“ definiert hat. Die österreichische Bundesverfassung beruht auf

dem republikanischen, dem demokratischen, dem bundesstaatlichen und dem rechtsstaatlichen Prinzip sowie auf dem Prinzip der Trennung der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt und der Trennung von Gerichtsbarkeit und Verwaltung.

Die in der Bundesverfassung enthaltene Garantie der Grund- und Freiheitsrechte hat eine mehr als hundertjährige Tradition. Die Bestimmungen der Europäischen Konvention zum Schutz der Menschenrechte und der Grundfreiheiten ergänzen das Verfassungsrecht.

Der Bundespräsident

Der Bundespräsident ist der oberste Repräsentant des Staates. Am 8. Juli 1986 wurde der frühere Außenminister und Generalsekretär der Vereinten Nationen, Dr. Kurt Waldheim, zum Bundespräsidenten gewählt. Er war im Wahlkampf von der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) unterstützt worden.

Aus: „Tatsachen und Zahlen“.

AUFGABENKOMPLEX 15

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) Heinz Risse

Verkehrsunfall

Hagerland betrat das Café um die gleiche Zeit wie immer, es schlug soeben vier Uhr; der Redakteur, der den Umbruch der Abendausgabe beendet hatte, saß schon in seiner Ecke, lesend, er blickte nicht auf, während Hagerland durch das Lokal ging.

Hagerland war ein vielbeschäftigter Mann: morgens Termine am Gericht, eine halbe Stunde Zeit für das Mittagessen, danach und bis in die Nacht hinein Konferenzen, Schriftsätze, Telefongespräche, donnernd rollendes Geschwätz – mit Fleiß und Kennerschaft ward es von Hagerland betrieben, sogar der Älteste hatte sich in der letzten Zeit mehrfach anerkennend über den „zu den erfreulichsten Erscheinungen des Nachwuchses“ gehörenden Anwalt geäußert. Der Älteste wusste nicht, dass für Hagerland Randbegebenheit war, was er als das Wesentliche betrachtete; hätte Hagerland ihm gesagt, dass die Stunde von vier bis fünf in dem halbdunklen Café sein Versuch sei, sich vor den unaufhörlich drängenden Strudeln zu retten – der Älteste hätte ihm empfohlen, sich für einige Zeit in die Behandlung eines Psychiaters zu begeben.

An die Möglichkeit einer solchen Unterhaltung mit dem Gerichtsältesten dachte Hagerland, während die Kellnerin ihm den Kaffee brachte – er hatte ihn nicht zu bestellen, dies hier war Tag für Tag das gleiche, wohltuendes Gleichmaß völliger Beziehungslosigkeit. Das Wort war kaum aufgetaucht, als es an Gewicht und unerahnter Bedeutung zunahm: Fahne über meinem Leben, dachte Hagerland, Einsamkeit, Leere, nie aufgefundenes Strandgut; ich habe Eltern, aber weder Vater noch Mutter, und mit meinen Geschwistern bin ich über die Hintertreppe verwandt. Das war in der Tat richtig: Die Mutter war bei seiner Geburt gestorben, der Vater hatte wieder geheiratet, später war dieser – ohne Kinder aus seiner zweiten Ehe zu hinterlassen – gestorben, und da hatte die Stiefmutter zu einem zweiten Manne gefunden – die beiden Kinder dieser fremden Leute nannten sich Hagerlands Geschwister. Dem Anwalt fiel das Wort „Gottesurteil“ ein – dass er es längst anerkannt hatte, merkte er jetzt. Wenn der Älteste das wüsste, dachte er, überhaupt – wenn einer von uns wüsste, was mit dem anderen ist; vielleicht lebt ein Wurm auch im Holz des Ältesten.

Er versuchte sich eines einzigen Rechtsfalles aus seiner Praxis zu erinnern, in dem das unbekannte Menschliche triumphiert hatte – um seinen willen würde Millionen von Fehlurteilen vergeben werden dürfen; er fand keinen. Aber er

entdeckte, dass jenes unbekannte Menschliche sich nicht greifen ließ, es lag irgendwo in der Tiefe, ein Ding an sich, von dem keiner wissen konnte, ob es mehr war als Aberglaube oder Fiktion. Das Chaotische bedeckte alles, und keiner war stark genug, seine Trümmer fortzuräumen. Er merkte, dass er sich auf die Grenze zu bewegte, aber das war sein Recht in dieser halbdunklen Stunde, eine Art von Spiel zwischen Katze und Maus – irgend jemand hatte ihm einmal gesagt, man gelange auf diesem Wege bestimmt an ein Ziel. Ans Tor des Irrenhauses nämlich.

Nicht ich, dachte Hagerland, nicht ich. Mich rettet dies vor dem Tod im täglichen Strudel – einmal werde ich hier stehen und mich dort geben sehen, unter meinen Füßen aber werden sich die Trümmer wandeln zu Glas, zu durchsichtigem Glas.

Er blickte auf und sah, dass zwei Knaben in den Raum getreten waren, ärmlich angezogen und scheu gingen sie von Tisch zu Tisch; darf denn hier gebettelt werden? dachte Hagerland. Doch wohl nicht; er blickte zu der Kellnerin, die am Schanktisch stand und tat, als sähe sie nichts; wahrscheinlich hatte sie Mitleid. Er beobachtete, wie die Kinder sich seinem Tisch näherten; offenbar hatte es begonnen, zu regnen, die Haare der Jungen fielen in nassen Strähnen über die Stirnen.

„Nun?“ fragte Hagerland, als sie seinen Tisch erreichten.

„Mutter krank“, erwiderte der eine und streckte die Hand aus; der andere schwieg. Immerhin, dachte Hagerland, immerhin, er hat eine Mutter. Ich habe keine; nie eine gehabt. Donnerndes Geschwätz, das ist meine Nahrung. Ein Glückskind ist das.

„Wie alt seid ihr?“ fragte er.

„Ich bin zehn“, antwortet der Junge. „Der hier ist neun“.

„Weiß eure Mutter, dass ihr bettelt?“

Der Junge schwieg; wahrscheinlich musste er überlegen, welche Antwort die dienliche war.

„Was macht euer Vater?“

„Zu Hause. Er kann keine Arbeit finden“.

„Paßt mal auf“, sagte Hagerland. „Es ist natürlich möglich, dass das wahr ist, was ihr mir gesagt habt, Mutter krank, Vater kann keine Arbeit finden“. Die Jungen nickten. „Ebenso aber“, fuhr Hagerland fort, „könnt ihr mich belogen haben. Nun ja, ihr schüttelt die Köpfe. Ich kenne euch nicht. Ihr werdet mir also sagen, wo ihr wohnt, und ich will sehen, was ich für eure Eltern tun kann“.

„Ja“, erwiderte der Ältere und nannte eine Adresse: Hagerland schrieb sie auf.

„Es wäre auch möglich“, sagte er dann, „dass ihr mir eine falsche Wohnung angegeben habt, nicht wahr? Weil eure Angaben eben doch nicht stimmen ...?“ Er griff in die Tasche und holte einen ziemlich großen Schein heraus. „Da, nimm“, sagte er zu dem Älteren. „Du verstehst das natürlich nicht, wie? Du meinst, das wäre eine Belohnung für den Fall, dass ihr mich belogen habt – in der Tat, es sieht so aus. Aber es sieht eben nur so aus, jetzt, für eure neun oder zehn Jahre. Später, wenn ihr einmal erfahrt, wie das ist, wenn man sich schämt – aber vielleicht werdet ihr das ja nie erfahren ... und dann geht es mir auch um etwas anderes, um mich selbst nämlich, aber das versteht ihr noch weniger. Macht, dass ihr wegkommt“.

Die Jungen hatten dem Gerede Hagerlands verständnislos zugehört; bei seinen letzten Worten drehten sie sich um und gingen sogleich zur Türe, ohne sich noch an einem der anderen Tische aufzuhalten; sogar sich zu bedanken vergaßen sie. Hagerland blieb noch ein paar Minuten sitzen – ob der Älteste mich verstände? dachte er. Mich, oder weshalb ich das eben getan habe? Das ist doch alles Suche, Versuch, Versuchung – ja, auch dies. Nur wer mit Fleiß irrt, findet das Tor. Er legte ein Geldstück auf den Tisch und ging.

Draußen stand er, noch im Schutz des Eingangs zum Café, und schlug den Mantelkragen hoch; es regnete heftig, und auf dem blanken Asphalt spiegelten sich die Lichter. Im Dunkel des Eingangs hörte er zwei streitende Stimmen

neben sich: „Nein, ich“. „Gib her“. – „Ich bringe Mutter das Geld, du kannst ja nachkommen“. – Im gleichen Augenblick lief einer der beiden Jungen aus dem Schatten in den Regen hinaus, der andere folgte hastig. Hagerland spürte, was kommen würde, die Wagen auf der glatten Straße, wer konnte da bremsen, er lehnte sich kraftlos gegen die Wand, Kreischen von Reifen, ein Wagen stellte sich quer, der nächste fuhr auf, ein kleiner Junge zwischen den Rädern, der große Schein, dachte Hagerland, aber ich habe doch nur das Gute gewollt – mein Gott, wer kann mir noch vergeben? Ich werde den Präsidenten selbst fragen, er steht über dem Ältesten, vielleicht hat man ihn über die Vollstreckung des Urteils gegen mich unterrichtet. Aber ich werde den Jungen mitnehmen müssen.

Er drängte sich durch die Menge, die sich sogleich angesammelt hatte; die Menschen mochten aus der aufgeregten Hast, mit der er das blutende Kind unter dem Wagen hervorzog, Schlüsse auf seine Verwandtschaft zu ihm ziehen, man ließ ihn gewähren, einige halfen. Er nahm den Jungen auf die Arme, ein Polizist trat ihm in den Weg: „Sie wollen zum Arzt?“ fragte er. „Dort drüben wohnt einer. Ich gehe mit Ihnen“.

Hagerland lachte. „Zum Arzt?“ rief er. „Was sollen wir beim Arzt? Ich gehe zum Präsidenten. Dies ist doch ein Fehlurteil, trotzdem – ich erkenne es an. Aber ich scheue mich nicht, zu erklären, dass es ein Fehlurteil ist, und der Präsident soll mir sagen, ob es aufgehoben werden kann, oder ob ich wenigstens das Recht habe, zu verlangen, dass es aufgehoben wird, auch wenn dies in der Tat nicht geschehen sollte. Denn an mir wird wes vollstreckt ...“.

„Sie haben recht“, unterbrach ihn der Polizist. „Wir gehen zum Präsidenten – aber geben Sie mir das Kind, der Weg dorthin ist weit, es könnte Ihnen zu schwer werden“. Er nahm Hagerland den Jungen ab und ging mit ruhigen Schritten über die Straße hinüber. Als er sich anschickte, das Haus des Arztes zu betreten, versuchte Hagerland, ihn festzuhalten: „Nicht hier“, sagte er, „es gibt keine Türme hier, dies ist nicht das Haus des Präsidenten“.

„Doch“, erwiderte der Beamte, „aber Sie werden nicht mit hineingehen. Ich werde Ihnen nachher sagen, wie der Präsident entschieden hat“.

Während der Beamte im Eingang des Hauses verschwand, spürte Hagerland zu seiner Verwunderung, wie seine Handgelenke von zwei Männern ergriffen wurde; er machte keinen Versuch, sich zu wehren. „Der Fehler war“, sagte er, „dass ich Jahre hindurch nichts gegen das Urteil unternommen habe“. Darauf antworteten die Männer nicht; sie hatten sich neben Hagerland so aufgestellt, dass sie die Straße überblicken konnten, regennasser Asphalt, spielende Lichter, der querstehende Wagen wurde soeben zur Seite geschoben.

Nach einer Viertelstunde kam der Polizist zurück. „Keine Lebensgefahr“, sagte er. Hagerland rührte sich nicht. Die beiden Männer ließen seine Handgelenke los.

„Hören Sie“, sagte der Polizist und tippte Hagerland auf die Schulter. „Die Verletzungen des Kindes sind nicht lebensgefährlich. Aber es wird sogleich ins Krankenhaus gebracht werden“.

„Sie sprechen immer von dem Kind“, erwiderte Hagerland, „das aber ist ganz ohne Bedeutung. Es handelt sich doch um das Urteil in meiner Sache – der große Schein, darüber hätten Sie mit dem Präsidenten sprechen müssen. Nur darüber – alles andere ist nicht wichtig“.

„Ich werde es später tun“, sagte der Schutzmann und entfernte sich; Hagerland sah ihm nach, bis er hinter den rastlos durch das Dunkel getriebenen Menschen verschwand.

Er hatte, als der Anfall vorüber war, das Gefühl, nicht über Glas gegangen zu sein, sondern über ein Trümmerfeld, dessen Größe aller bekannten Maßstäbe spottete – den unbekanntem freilich mochte es kongruent sein, sonst hätte Hagerland seinen Anblick nicht ertragen.

(2) Tödliche Stunden

Jeder zweite Jugendliche, der in Deutschland sein Leben verliert, stirbt bei einem Verkehrsunfall. Besonders an Wochenenden und in ländlichen Regionen verunglücken junge Fahrer mit ihren Autos oder Motorrädern. Fehlende Erfahrung, Leichtsinn, Alkohol – es gibt mehrere Gründe für die schreckliche Bilanz.

Nur zwei von zweitausend

Sonntag, 3 Mai, 00.30 Uhr. Ein 18jähriger Autofahrer fährt mit seinem Wagen von Marburg nach Gladenbach. Es regnet. In einer Linkskurve verliert der Fahrer die Kontrolle. Der Wagen kommt von der Fahrbahn ab, prallt gegen einen Baum. Der Beifahrer wird aus dem Fenster geschleudert. Er stirbt noch an der Unfallstelle.

Samstag, 29 Februar, 16.45 Uhr. Eine Motorradfahrer (22) fährt auf der Kreisstraße 17. In einer unübersichtlichen Kurve gerät sie zu weit nach links. Als ihr ein Pkw entgegenkommt, bremst sie stark ab, stürzt und rutscht frontal in den Pkw. Die Motorradfahrer stirbt auf dem Weg ins Krankenhaus.

Das sind zwei weitere Beispiele für den Tod junger Leute auf bundesdeutschen Strassen. 1990 verunglückten über 100.000 junge Fahrer zwischen 18 und 25 Jahren. Tödlich verunglückten fast 2.000. Besonders erschreckend: Während in den alten Bundesländern die Unfallzahlen leicht zurückgingen, stiegen sie in den neuen Bundesländern um 279 Prozent bzw. 672 Prozent (Verunglückte bzw. Getötet im Alter von 18-21). Häufigste Ursache: zu hohe Geschwindigkeit (23 Prozent). Fast 50 Prozent Unfälle passierten bei Nässe, Schnee oder Eis. Besonders hoch ist auch die Zahl der nächtlichen Unfälle. Als häufigste Unfallart gibt die Polizei „Fahrerunfälle an, also Abkommen von der Straße“.

Tod nach der Disco

Autofahren macht mobil, immer mehr Jugendliche haben schon mit 18 Jahren ihren Führerschein. Dann dürfen sie das Familienauto benutzen oder können sich sogar ein eigenes Auto kaufen. Gerade auf dem Land braucht man

ein Auto, meinen die meisten. Denn Diskotheken, Sportanlagen und andere Freizeitmöglichkeiten hat man nicht direkt vor der Tür, und Busse oder Bahnen fahren viel zu selten durch die Dörfer. Die meisten Unfälle Jugendlicher passieren am Wochenende. In nur 12 Nachstunden, nämlich von Freitag 22 Uhr bis Samstag 4 Uhr sterben 19 Prozent der Fahrer und 24 Prozent der Mitfahrer. Die sind die gefürchteten Disco-Unfälle der 18-24jährigen: Man fährt in fröhlicher Stimmung nach Hause. Oft hat man noch viele Freunde dabei, das Auto ist überladen. Das Radio spielt mit voller Lautstärke, man fährt leichtsinniger. Der Fahrer hat Alkohol getrunken. Das schlimme Ergebnis liest man jeden Montag in der Regionalzeitung.

Aus: Juma, 3/92.

AUFGABENKOMPLEX 16

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) Wolfgang Kluge

„Kriegsbriefe“

4. Oktober 1943

Gestern bekam ich den Auftrag, einen russischen Offizier, der seit zwei Tagen im Vorfelde lag, zurückzuholen, weil man ihn vernehmen wollte. Als die Dämmerung heranbrach, nahm ich einen Panjewagen und zwei Mann mit. Wir fuhren bis zu einer Anhöhe, wo wir den Wagen zurücklassen mussten, da der Abhang vom Feinde eingesehen werden konnte. Ich ging mit einem Mann vor, den Russen zu suchen, der in der Nähe eines zerschossenen Panzers liegen sollte. Als wir ihn gefunden hatten, warteten wir die Dunkelheit ab. Dann schickte ich den Mann fort, im Schutze der Nacht den Wagen mit Pferd hierher zu führen.

Der Junge, gerade achtzehn Jahre alt, verlief sich aber, und es verging wohl eine Stunde, bis er zurückkam.

Diese Stunde war grausiger als alle Stunden in der Schlacht, da man dort inmitten aller elementaren Furchtbarkeit nicht mehr zur Besinnung kommt. Hier stand ich allein auf dem Felde mit dem verwundeten Russen, auf einem Felde, wo zwei Tage vorher die Schlacht stattgefunden hatte. Rings umher lagen unzählige Tote, die bereits in Verwesung übergegangen waren, noch in ihren Stellungslöchern in schwarzbraunen Äckern. Darüber der ekelhafte süßliche Geruch – darüber der flimmernde Sternenhimmel mit der schmalen Sichel des zunehmenden Mondes – und über allem unheimliches Schweigen. Nur ab und zu das leise Zischen von aufsteigenden Leuchtkugeln, in deren Licht ich das Gesicht des Russen erkennen konnte, der immer meine Füße umfasste und flehend fragte, ob man ihn leben ließe – das eine Stunde lang. Wer es nicht selbst erleben musste, wird es sich nie vorstellen können.

Das ist ein Teilchen aus diesem „Leben“ hier, in dem man täglich stirbt und täglich aufersteht.

5. Oktober 1943

Wir, die wir auf der Schattenseite des Lebens gehen müssen, wir hängen mehr an der Schönheit des Lebens als die, die sie besitzen – auch heute noch. Und die, die in der Heimat unzufrieden sind, versündigen sich an unserem Leben; denn wie gerne gäbe hier jeder von uns, die wir auf den Tangenten der Welt stehen, seinen Besitz um das Atmen deutscher Luft!

Heute bin ich dankbar, dass ich diese Nacht noch in unserer Lehmhöhle unter der Erde hausen darf; denn wer weiß, ob wir nicht morgen schon wieder den Tag und die Nacht wie das Wild auf dem blanken Boden verbringen und immer im Kampf dazu.

Ich bette mich fest an die Erdbrust

ich decke mich zu mit der Nacht

ich ziehe die Sterne bis ans Kinn.

(2) Die Afghanische Nacht Riecht Nicht Nach Blut Und Pulver

Bewaffnete Männer in wilden Monturen vor zerbombten Häusern, rollende Panzer, Straßen voller Krater, Barrikaden aus Sandsäcken an jeder Kreuzung, ratternde Kalaschnikows, donnernde Kanonen, aufsteigende Rauchsäulen inmitten der Häuser am Berghang, bettelnde Kinder, denen ein Bein oder eine Hand fehlt. „Erst gestern“, sagt ein sichtlich übermüdeter Arzt im Hospital Wesir Akbar Khan, „wurden zweiundsiebzig Schwerverletzte eingeliefert. Unter ihnen viele Kinder“. „Mach ein Foto von mir“, fordert ein kleiner Junge, sechs oder sieben Jahre alt. Mühsam versucht er, auf die Ellbogen gestützt, sich aufzurichten. Eine Granate hat ihm beide Beine abgerissen. „Gott möge unsere Führer im Höllenfeuer schmoren lassen“, wimmert eine junge Frau. Ihr acht Jahre alter Sohn hat sein Augenlicht verloren, als ihr Haus durch eine Granate in Brand gesetzt wurde.

Aus ihrer Enttäuschung über die islamische Revolution und dem Zorn über ihre Führer machen die Bewohner von Kabul keinen Hehl. In zwölf Monaten Mudschahedinherrschaft starben mehr Menschen in der afghanischen Hauptstadt als in dem vierzehnjährigen Krieg gegen die sowjetischen Besatzer und ihre Satrapen. Wie viele Menschen den Kämpfen zum Opfer gefallen sind, weiß niemand. Zwischen zehn- und fünfzehntausend, sagen manche. Viele Afghanen, darunter auch fromme Muslime, sehnen sich nach den guten alten Zeiten der Kommunisten zurück. „Oh Gott“, witzelt man in den Kabuler Teehäusern, „nimm deine sieben Ziegen zurück und gib uns dafür unseren Ochsen wieder!“ Mit den Ziegen sind die bärtigen Mudschahedinführer gemeint, der Ochse aber ist der bullige Ex-Präsident Najibullah.

„Vierzehn Jahre lang“, räsoniert Abdullah Niasi, ein betagter Historiker und Journalist, „versuchten die Kommunisten, den Islam aus unserer Stadt zu vertreiben. Die Mudschahedin schafften es in nur einem Jahr“.

Die Kabulis sind freilich nach wie vor gute Muslime. Sie haben nur die Nase voll von den Mudschahedin und deren Islam. Afghanistan verstand sich stets als Hochburg der sunnitischen Rechtsgläubigkeit. Für das Bergland, zwischen dem schiitischen Persien und den heidnischen Reichen der Russen und Inder gelegen, war der sunnitische Islam die ideologische Klammer, die die unterschiedlichen Stämme und Völkerschaften zusammenhielt. Doch der Fanatismus war der afghanischen Religiosität stets fremd. Zu sehr ist sie vom duldsamen Geist des Sufismus, der islamischen Mystik, geprägt. Außerdem ist die hanafitische Richtung, der die Afghanen anhängen, die liberalste der vier sunnitischen Rechtsschulen. Noch heute unter dem islamischen Regiment finden die einfachen Afghanen nichts dabei, wenn die ungläubigen Fotografen aus dem Westen beim Freitagsgebet in der Moschee mit Blitzlichtern die Andacht stören.

Schon wenige Jahrzehnte nach dem Tod des Propheten standen die muslimischen Araber am Fuße des Hindukusch, wo die Völkerschaften Buddha, Zarathustra oder den indischen Schiwa verehrten. Bald zählten einige afghanische Städte zu den Zentren der islamischen Kultur und Gelehrsamkeit. Am Hofe von Mahmud in Ghazni im Süden des Landes weilten vierhundert treffliche Dichter persischer Sprache. In Herat, nahe der iranischen Grenze, errichteten die Erben des Welteroberers Tamarlan, Taimurs des Hinkenden, unvergängliche Denkmäler der islamischen Baukunst. Kabul, relativ spät islamisiert, blieb allerdings eine verschlafene Ortschaft am Rande der muslimischen Ökumene. Eine gewisse Bedeutung hatte die Siedlung am Kabul-Fluß durch ihre günstige Lage an der Karawanenroute zwischen Indien und „jenseits Flusses“ wie die Araber die Regionen nördlich des Amu Darja nannten, erlangt. Die Besucher der tausendachthundert Meter hoch gelegenen und von Bergen umringten Stadt lobten ihr mildes Klima, die Schönheit ihrer Umgebung und die Gastlichkeit ihrer Einwohner. Babur, „der Tiger“ der turk-mongolische Eroberer, wollte in den Kabuler Bergen sterben und begraben werden, anstatt in Delhi, von wo aus er sein riesiges Mogulenreich beherrschte. „Du bist

tausendmal schöner als Delhi, die betagte Braut der tausend Freier“, schwärmte noch in diesem Jahrhundert der pakistanische Dichter Mohammed Eghbal, „in deinen Bergen ruhen sich die Sonnen aus, die Morgenröte wälzt sich auf deinen Fluren“.

Wo einst herrliche Fluren das Dichterherz höher schlagen ließen, steht heute ein Meer graubrauner Häuser aus Stein, Lehm und luftgetrockneten Ziegelsteinen. Vom Flugzeug aus gleicht die von Bergketten umringte Stadt, deren Ränder die Hänge hinaufsteigen, einer riesigen Schüssel. Den Stadtkern bildet der alte Basar, ein Labyrinth von Gassen und Läden. Dank günstiger Lage oder Zufall ist der nach Handwerk und Gewerbe gegliederte Markt von Raketen bisher verschont geblieben. Auch die neueren Stadteile im Norden Kabuls sind zum großen Teil der Zerstörung entgangen. In diesen Vierteln, mit ihren aus weißen Steinen gebauten Einfamilienhäusern und freundlichen Alleen mit Fliederbäumen, Silberpappeln und Oleandersträuchern, leben die reichen Kabulis. Zerbombt sind vor allem die dichtbesiedelten Armenviertel im Kabuler Süden. Entlang der Straßen und Gassen türmen sich hier die Trümmer der Häuser aus Lehm und windgetrockneten Ziegelsteinen. An historischen Monumenten ist die afghanische Hauptstadt arm. Neben einigen königlichen Grabstätten erinnern im Arg, dem Regierungsviertel, zwei, drei Paläste in baumbestandenen Gärten an die monarchische Vergangenheit. Sie sind dem viktorianischen oder wilhelminischen Stil nachempfunden, doch ohne deren düstere, überladene Pracht... .

Aus: „Frankfurter Allgemeine“ – Magazin, 16.07.1993.

AUFGABENKOMPLEX 17

- *Lesen Sie die folgenden Texte durch.*
- *Vergleichen Sie die beiden folgenden Texte miteinander und machen Sie eine „Synthese“.*

(1) S. Lenz

„Deutschstunde“ (Fragment)

Erstaunt, vielleicht sogar verständnisvoll hörte der Direktor mir zu, während die Diplompsychologen flüsterten, noch näher traten und sich dabei anstießen und erregt zurauten „Wartenburgischer Wahrnehmungsdefekt“ oder „Winkeltäuschung“ oder sogar, was ich besonders widerlich fand, „Kognitive Hemmung“; da war ich schon bedient und so weiter, jedenfalls weigerte ich mich, in Anwesenheit dieser Leute, die mich unbedingt durchschauen wollten, noch mehr Erklärungen abzugeben: die Zeit auf dieser Insel hat mich genug gelehrt.

Nachdenklich zog der Direktor seine Hand von meiner Schulter, musterte sie kritisch, prüfte vielleicht, ob sie noch komplett war, und wandte sich dann, unter der erbarmungslosen Aufmerksamkeit seiner Besucher, zum Fenster, wo er ein Weilchen in den Hamburger Winter hinausblickte, sich wohl bei ihm Anregung und Rat holte, denn auf einmal wandte er sich mir zu und verkündete mit niedergeschlagenen Augen sein Urteil. Ich solle, so meinte er, in meine Zelle gebracht werden, in „anständige Abgeschiedenheit“, wie er sagte, und zwar nicht, um zu büßen, sondern um ungestört einzusehen, dass Deutschsaufsätze geschrieben werden müssen. Er gab mir also eine Chance.

Er erläuterte, dass alle Ablenkungen, wie etwa Besuche meiner Schwester Hilke, von mir ferngehalten würden, dass ich meine Pflichten – in der Besenwerkstatt und in der Inselbücherei – nicht nachzugehen brauchte, überhaupt versprach er, mich vor jeder Störung zu bewahren, und dafür erwartete er, dass ich, bei gleicher Essensration, meine Arbeit nachschrieb. Es kann ruhig, sagte er, dauern, solange es nötig ist. Ich solle den Freuden der Pflicht, sagte er, geduldig nachspüren. Ich meine, er sagte auch, ich solle alle bedachtsam tropfen und wachsen lassen, wie ein Stalaktit oder so; denn Erinnerung, das kann auch eine Falle sein, eine Gefahr, zumal die Zeit nichts, aber auch gar nichts heilt. Da horchten die Diplompsychologen auf, er aber

schüttelte mir fast kameradschaftlich die Hand, Händeschütteln, darin hat er ja Erfahrung, ließ sodann Joswig rufen, unseren Lieblingswärter, machte ihn mit seinem Entschluß bekannt und sagte etwa: Einsamkeit, Siggi braucht nichts so sehr wie Zeit und Einsamkeit: achten Sie, dass er beides reichlich erhält. Danach gab er Joswig mein leeres Heft, und wir beide waren entlassen, schlenderten über den gefrorenen Platz – Joswig so bekümmert und vorwurfsvoll, als hätte ich ihm mit meiner Verurteilung zur Strafarbeit eine eigene Enttäuschung bereitet. Dieser Man, der sich für nichts mehr begeistern kann außer für seine Altgeldsammlung und den Gesang des Inselchors, er zog sich beleidigt in sich selbst zurück, als er mich in meine Zelle brachte. Darum umschloß ich seinen Unterarm und bat ihn, mich nach Möglichkeit weniger vorwurfsvoll zu behandeln. Er ging aber nicht darauf ein, sondern sagte nur: Denk, so sagte er, an Philipp Neff, womit er mich indirekt davor warnte, es diesem Philipp Neff gleichzutun einem einäugigen Jungen, den sie ebenfalls verurteilt hatten, eine Deutscharbeit nachzuschreiben. Zwei Tage und zwei Nächte, so kann man erfahren, soll dieser Junger sich abgemüht haben, einen Anfang zu finden, einen genügsamen Grund – es ging, soviel ich weiß, um das Korbjuhnsche Thema: „Ein Mensch, der mir auffiel, - am dritten Tag schlug er einen Wärter nieder, brach aus, würgte mit einer unter uns unvergessenen Wirkung den Hund des Direktors, konnte bis zum Strand fliehen und ertrank bei dem Versuch, die Elbe im September zu durchschwimmen. Das einzige Wort, das Philipp Neff, dieser tragische Bewes für Korbjuhns unheilvolle Tätigkeit, in sein Heft geschrieben und hinterlassen hatte, hieß: Karunkel – was immerhin vermuten ließ, dass ihm ein Mensch mit einer Fleischwarze besonders aufgefallen war. Jedenfalls war Philipp Neff mein Vorgänger in dem festen Zimmer, das man mir nach meiner Ankunft auf der Insel für schwer erziehbare Jugendliche zugewiesen hatte, und als Joswig mich an sein Los erinnerte, indem er mich davor warnte, es ihm gleichzutun, ergriff mich eine unbekannte Angst, eine schmerzhaft Ungeduld: ich drängte mich zum Tisch und fürchtete mich vor ihm, wollte mich auf die alte

Spur setzen und bangte, sie nicht wieder finden zu können, ich zauderte und forderte, druckste und begehrte, wollte und wollte nicht – was zur Folge hatte, dass ich nur teilnahmslos zusah, wie Joswig mein Zimmer untersuchte, nein, nicht allein untersuchte, sondern zur Strafarbeit freigab.

Aus: „Deutschstunde“ von S. Lenz.

(2) „Im Knast“

„Ich war schon immer ein Schläger. Schon als Kind. Ich weiß nicht, warum. Meine Eltern haben gesagt, ich soll damit aufhören. Doch mich brauchte nur einer anzugucken, da hab´ ich zugeschlagen. Es ist passiert, als ich siebzehn war. Na ja, ich hatte zuviel Alkohol getrunken. Dann gab es Streit mit anderen Leuten. Mein Freund und ich haben immer wieder auf einen Mann eingeschlagen, bis er sich nicht mehr bewegt hat. Die Polizei hat uns festgenommen. Ich kam in Untersuchungshaft. Nach einigen Tagen sagte man mir, dass der Mann tot sei. Das war ein großer Schock“.

Josef, 21 Jahre, ist ein Häftling im Gefängnis Heinsberg. Als er vor vier Jahren herkam, hatte er keine abgeschlossene Ausbildung und war arbeitslos. Am ersten Tag musste er seine privaten Kleider abgeben und duschen. Die Wärter gaben ihm Häftlingskleidung. Ein Arzt untersuchte ihn. Später machte er noch mehrere Tests. Mann prüfte seine Schulkenntnisse. Dann kam er in eine Zelle: „Das schlimmste war, als der Wärter abends die Zellentür abschloß. Ich wusste: Jetzt gibt es keine Freiheit mehr für mich“. Vor den Fenstern sind Gitter, alle Türen sind verschlossen, überall sind Aufpasser. Irgendwann gewöhnte er sich an den Alltag im „Knast“. 6.00 Uhr: Aufstehen, der Wärter schließt die Zelle auf. Frühstück. 7.00 Uhr: Ausbildung bis 11.45 Uhr. 11.45 Uhr bis 12.00 Uhr: Mittagessen. 12.00 Uhr bis 15.30 Uhr: Ausbildung. Nach 15.30: Freizeit im Hafthaus, Musikhören, Tischtennispielen, Fernsehen usw. 21.30 Uhr:

„Nachtverschluß“; der Wärter schließt die Häftlinge in ihre Zellen ein. Jeder Häftling hat eine eigene Zelle. Am Tag arbeiten und leben die Gefangenen in Gruppen. Dort sollen sie soziales Verhalten lernen: Sie sollen lernen, auf andere Menschen Rücksicht zu nehmen, Verantwortung zu übernehmen und Streit ohne Gewalt zu lösen. Das ist nicht immer einfach. „Manche Häftlinge versuchen, jüngere oder schwächere fertig zu machen“, sagt Josef. Es gibt auch Schlägereien in den Gruppen. In schlimmen Fällen schließt der Wärter den Häftling in eine Arrestzelle ein.

Die Jungen bekommen für ihre Arbeit im Gefängnis fünf bis zehn Mark am Tag. Sie können im Gefängnis-Zentrum einkaufen. Es gibt dort Joghurt, Saft, Milch und andere Lebensmittel. Im Zentrum sind auch Unterrichtsräume, eine große Aula für Konzerte und eine Kapelle. Josef hat im Gefängnis eine Ausbildung als Betriebsschlosser gemacht. Andere Häftlinge machen Lehrgänge als Maurer oder Schweißer. Viele Jungen holen ihren Schulabschluß nach, weil sie „draußen“ ihre Ausbildung abgebrochen haben. Auch Josef hat die Schule nach dem achten Schuljahr verlassen. „Ich habe sehr häufig den Unterricht geschwänzt“. Er begann mit einer Ausbildung, brach sie aber nach kurzer Zeit ab. „Draußen hätte ich nie eine Lehre gemacht“, meint er heute.

Der Leiter der Berufsausbildung in Heinsberg ist Rudi Schelthoff vom Kolping-Bildungswerk der katholischen Kirche. „Unsere Jungen machen oft sehr gute Abschlüsse“, erklärt er. „Wir haben hier moderne Geräte und kleine Arbeitsgruppen“. In den Zeugnissen steht nicht, dass der Junge seinen Beruf im Gefängnis gelernt hat. Die Ausbildung soll dem Häftling den Start ins Leben draußen erleichtern. Er findet später leichter eine Arbeit. Das hofft auch Joseph. Normalerweise muß er noch fast 4 Jahre im Gefängnis bleiben. Wenn er sich weiter gut benimmt, wird er in einem oder zwei Jahren entlassen. „Ich gehe zu meinen Eltern zurück und suche erst einmal eine Arbeit“. Nicht alle Häftlinge verlassen das Gefängnis mit guten Vorsätzen. Manche planen schon während der Haft neue Verbrechen. „Viele wollen sich gar nicht ändern“, erzählt Josef. „Die

lernen im Knast von anderen Häftlingen neue Tricks. Dann wollen sie viel Geld verdienen. 2 50 bis 60 Prozent der ehemaligen Häftlinge kommen wieder in die Haftanstalt zurück. Josef will neu anfangen: „Mein Verbrechen war sehr brutal. Es war richtig, dass ich ins Gefängnis kam. Wer weiß, was sonst noch passiert wäre. Meine Eltern und meine Geschwister haben mir in der letzten Zeit sehr geholfen. Sie haben mich oft besucht. Ohne sie hätte ich das alles nicht geschafft“.

Viele Häftlinge bekommen nie Besuch von ihren Eltern

Alle der Wochen dürfen die Jungen eine Stunde lang Besuch empfangen. Einige bekommen nie Besuch. Rudi Schelthoff: „Über 90 Prozent der Jungen haben große Probleme in der Familie. Zum Beispiel Eltern, die alkoholsüchtig sind und ihre Kinder schlagen“. Viele Jugendliche haben vor dem Gefängnis in Erziehungsheimen gewohnt. Oft hatten sie dort schon Schwierigkeiten. Manche Häftlinge schaffen es nicht, sich ans Gefängnis zu gewöhnen. Immer wieder passiert es, dass sich Jugendliche selber verletzen. Sie wollen damit die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Im letzten Jahr hat sich sogar ein Junge in seiner Zelle erhängt.

Josef wohnt seit einiger Zeit im „offenen Haus“. Er darf in der Stadt spazieren gehen. Dann trägt er auch seine privaten Kleider. Josef: „Bei meinem ersten Ausgang dachte ich: "Die Leute gucken mich alle an´ “. Trotzdem vermisst Josef die Freiheit. „Ich freue mich auf meine Familie. Und natürlich hätte ich gern eine Freundin. Hier im Knast hat man keinen, zu dem man hingehen kann. Man kann mit dem Psychologen oder dem Pfarrer sprechen. Einen richtigen Freund findet man hier aber nicht. Man muß mit seinen Problemen allein fertig werden. Geweint wird nur in der Zelle“.

Aus: „Jugendmagazin“, 3/90.

Anhang

- Machen Sie sich mit zwei Muster-Synthesen bekannt! Was halten Sie davon?
- Vergleichen Sie Ihre Synthesen mit mit den hier angeführten. Was vermissen Sie in Ihren Arbeiten?

Vergleichsanalyse

(von Konstantinowa Anastassija)

Diese zwei Texte – „*Eine ganz alltägliche Geschichte*“ und „*Unterrichtsprotokolle des Kreuzberger Hauptschullehrers Jochen Köhler*“ – sind ein und demselben Thema gewidmet, und zwar dem Thema „Schule“. Aber dieses Thema ist ziemlich umfangreich, und die Autoren dieser Texte stellen in den Mittelpunkt die Beziehungen zwischen den Schülern und dem Lehrer in der modernen Zeit.

Das Benehmen der Schüler und die Sprache der Schüler – das sind die Probleme, mit denen die Schullehrer heutzutage konfrontiert sind. In diesen Texten sind diese Probleme auf verschiedene Weise offenbart, und die Situationen selbst sind unterschiedlich.

Wenn wir diese zwei Geschichten vergleichen, können wir ganz deutlich folgende Oppositionen sehen und herausgliedern:

- Herr Klein – die 10. Klasse
- Herr Köhler – die 9. Klasse

(das zeigt die Unterschiede in Beziehungen zwischen dem Lehrer und der Klasse);

- die 10. Klasse – die 9. Klasse

(die Charakteristik der Klassen);

- Herr Klein – Herr Köhler

(die Charakteristik der Lehrer).

Meiner Meinung nach veranschaulichen diese Oppositionen das, wovon das Klima in der Klasse abhängt und wodurch die Probleme mit der Verständigung entstehen können.

Betrachten wir zuerst die Gegenüberstellung „Herr Klein – die 10. Klasse“ („*Eine ganz alltägliche Geschichte*“).

Aus der Geschichte können wir nicht viel über die Beziehungen des Lehrers mit der Klasse erfahren, aber etwas können wir doch bestätigen, und zwar: Die Schüler haben wirklich Respekt vor Herrn Klein, und obwohl sie kein Interesse für sein Fach zeigen und „lässig in den Bänken sitzen“, erlauben sie sich nicht, sich frech zu benehmen. Sie sind nicht genug aktiv, aber stören den Lehrer auch nicht. In der 1. Klasse kann Herr Klein Stunden erteilen, obwohl es ihn schwer fallen soll. Es gibt eine gewisse Distanz zwischen Herrn Klein und der Klasse. Dass er diese Grenze einmal übertritt, dient zum Gewinnen der Schüler für sich und sein Fach, aber nicht nur dazu. Von der Abneigung ist hier nicht zu reden.

Diese Abneigung sehen wir aber ganz deutlich, wenn wir die Beziehungen zwischen Herrn Köhler und der 9. Klasse analysieren. Vom Respekt vor dem Lehrer ist hier kaum zu reden. Für die Schüler der 9. Klasse bedeutet Herr Köhler so viel wie nichts. In „*Unterrichtsprotokolle*“ ist die Atmosphäre in der Klasse viel ausführlicher beschrieben. Man zeigt jede Bewegung, jede Bemerkung, und daraus kann man schlussfolgern, dass die Schüler der 9. Klasse ihren Lehrer sogar verachten, für sie ist er nicht „Herr Köhler“, sondern einfach „der“. Zwischen ihnen liegt nicht die Distanz, sondern eine Kluft. Die Schüler sind taub für Worte des Lehrers. Die Situation in der Klasse ist bedenklich und ist schwer zu verbessern.

Die Lernatmosphäre in der Klasse schafft der Lehrer, aber es hängt gerade von den Schülern ab, ob es ihm gelingt oder nicht. Die Schüler in beiden Geschichten zeigen kein Interesse für Deutsch, aber die 10b vergeht sich nicht

gegen die Disziplin im Unterschied zur 9. Klasse. Das geht darauf zurück, dass die Schüler in verschiedenen Arten der Schulen lernen. Bekanntlich lässt die Disziplin in den Hauptschulen, besonders in den gemischten Klassen, wo auch die Ausländer lernen, viel zu wünschen übrig.

Die zwei Klassen sind auf verschiedene Weise dargestellt. Die 10. Klasse ist mit wenigen Sätzen beschrieben, weil sie dem Lehrer zuhören und schweigen. Sie leisten sich nur ein paar Bemerkungen, da sie wirklich schockiert sind und ihre Meinung dazu äußern. Der Autor könnte das außer Acht lassen, aber die Rolle dieser Worte ist klar für uns: Der Autor wollte zeigen, dass die Schüler wirklich so sprechen, wie Herr Klein es veranschaulicht, dass er diese saloppe Lexik nicht ausgedacht, sondern mehrmals gehört hat.

Die Atmosphäre in der 9. Klasse ist ausführlicher beschrieben, in allen Details. Dadurch ist, meiner Meinung nach, der Effekt eines Photos erzielt. Wir sehen alles ganz klar und deutlich – mit den Augen des Lehrers, wir können die Wirkung dieser Atmosphäre selbst spüren: Die Schüler sind gleichgültig und frech, der Lehrer – ohnmächtig.

Wenn wir diese zwei Lehrer vergleichen, sticht sofort ins Auge, wie sie sich benehmen, ob sie sich durchgesetzt haben oder nicht.

Im Fall mit Herrn Köhler sehen wir, wie ich schon gesagt habe, einen ohnmächtigen Lehrer. Er tritt, sozusagen, als Beobachter hervor: Er beobachtet die ganze Klasse, mischt sich aber in die Handlung nicht ein, obwohl dem Lehrer alle Schüler untertan sein sollen. Aus der Geschichte erfahren wir nicht, ob er gründliches Fachwissen hat oder nicht, aber – wenn er ein solches hat – kann er seine theoretischen Kenntnisse ins Leben nicht umsetzen. Er ist der Situation in der ihm anvertrauten Klasse nicht gewachsen. Die ganze Geschichte hinterlässt den Eindruck nicht vollendet zu sein. Sie bricht ab ohne konkretes Ende. Die Frage: „Was nun?“ bleibt offen. In dieser Geschichte hat der Lehrer nichts gemacht, „es geschieht nichts“, und wir können nicht sagen, wie sich die Situation entwickeln wird.

Herrn Köhler steht Herr Klein gegenüber – „ein ruhiger, seriöser Mensch“. Er bewährt sich als Lehrer und Erzieher. Er merkt, dass seine Schüler „keinen Bock auf Deutsch haben“, und versucht die Schüler für sich und sein Fach zu gewinnen und das Interesse für Deutsch zu wecken. Er weiß, was er macht und zu welchem Zweck. Er ist beherrscht und ausgeglichen. Er regiert in der Klasse, und nicht die Schüler. Als Beweis dafür dient das, dass die Geschichte auf folgende Weise aufgebaut ist: Er zieht die Schüler heran, schockiert, sie und nicht umsonst – sie sehen sich selbst mit anderen Augen, von einer anderen Seite. Herr Klein scheint ein vielleicht nicht besserer, aber erfolgreicherer Lehrer zu sein, als Herr Köhler. Er ist ein Meister in seinem Fach.

Obwohl „*Eine ganz alltägliche Geschichte*“ keine Fortsetzung hat – wir wissen ja nicht, ob dieses Experiment die Schüler wirklich so beeinflusst hat, wie wir wissen ja nicht, ob dieses Experiment die Schüler wirklich so beeinflusst hat, wie man es erwartet hat, scheint diese Geschichte vollendet zu sein. Sein Ziel hat Herr Klein doch erreicht – er hat die Schüler auf ihre Rede aufmerksam gemacht und zum Nachdenken angeregt. „Was nun?“, wissen wir auch nicht, aber die Situation ist anders als mit „*Unterrichtsprotokolle*“. Wenn wir alle Spekulationen lassen, können wir und doch die Perspektive für die 10b vorstellen: Manche Schüler würden ihre Einstellung zur deutschen Sprache ändern. Herrn Klein ist das Experiment gelungen, das sieht man doch der Reaktion der Schüler. Die Perspektive für die 9. Klasse und Herrn Köhler ist nicht erfreulich, wenn alles beim alten bleibt, wie es in dieser Protokolle beschrieben ist.

Diese zwei Geschichten sind gute Beispiele des Benehmens der Lehrer: eines aktiven und eines passiven. Der eine Lehrer hat die Kraftprobe bestanden, der andere – wahrscheinlich – nicht. Doch wir wissen, die Tätigkeit des Lehrers ist vielseitig, vor jedem Lehrer liegen tausende Wege zu den Herzen der Schüler. Unsere Aufgabe ist, diese Wege zu finden.

„Synthese“

(von einer Studentin des IV. Stj.)

Die Schule ist eine Erziehungsanstalt, die von sehr großer Bedeutung ist. Kein gesunder Mensch vermeidet sie, und nachdem sie, und nachdem er sie absolviert hat, wird er die Schule in guter Erinnerung behalten. Die Schule formt und bildet uns aus. Die Lehrer spielt dabei eine große Rolle: Diese Menschen bedeuten für manche Kinder genau so viel weil Eltern.

Dem Thema „Schule“ werden sehr viele Texte gewidmet. Die zu vergleichenden Texte sprechen auch das Thema „Schule“ an. Der erste Text „Eine ganz alltägliche Geschichte“ stammt aus der Zeitung „Junge Welt“ und der zweiter Text „Unterrichtsprotokolle des Kreuzberger Hauptschullehrers Jochen Köhler“ ist der Zeitschrift „Der Spiegel“ entnommen.

Obwohl die beiden Texte das gleiche Thema vereinbart, werden hier verschiedene Probleme behandelt. Im ersten Text geht der Verfasser auf das Problem der Jugendsprache ein, und im zweiten Text wird das Problem der Disziplin angesprochen.

Es handelt sich im ersten Text um eine sehr ungewöhnliche Stunde, die der Deutschlehrer Herr Klein erteilt. Er kommt auf den Gedanken den Zehntklässlern „Kabale und Liebe“ von Friedrich Schiller ganz „mit ihren Worten“, d.h. im Jugendjargon, wiederzugeben, um die Schüler auf ihre Rede aufmerksam zu machen. Und es gelingt dem Lehrer gut. Es gibt es im Text keine äußere Dynamik, keine Bewegung, weil die Kinder die ganze Stunde lang mäuschenstill sitzen und verwundert zuhören. Dafür kann man die innere Veränderung in den Kindern deutlich spüren: Sie sind überrascht und geschockt. Das kommt in der Figurenrede zum Ausdruck: in einem kurzem Dialog zwischen zwei Schülern. Herr Klein wird durch die Autorenrede charakterisiert (ruhig, seriös, ordentlich).

Im zweiten Text handelt es sich anscheinend um einen angehenden Lehrer, der während der Ersetzungsstunde auf Disziplinschwierigkeiten stößt und die Neuntklässler nicht in den Griff bekommen kann. Wir sehen, dass die beiden Texte sich in der Erzählperspektive unterscheiden: Die Ich-Form des zweiten Textes macht ihn einem Tagebuch ähnlich und ermöglicht die Situation vor allem aus der Sicht nur einer handelnden Person, des Lehrers, zu beurteilen. Die Einstellung der Schüler zum Lehrer, zur Stunde sowie die Schülercharakteristik wird in der Figurenrede (d.h. durch das Sprachporträt) erzielt.

Die zahlreichen Bewegungsverben in „Protokolle“ verleihen dem Text Dynamik und tragen zur Spannung der dort geschilderten Situation bei: z.B. reinkommen, gehen, nicken, holen, hochziehen, knipsen, schlendern. Der Lehrer und die Schüler in „Protokolle“ bewegen sich die ganze Zeit im Vergleich zu den handelnden Personen aus Text 1, die äußerlich statisch bleiben (die Kinder sitzen wie angenagelt in den Bänken). Hier kann man aber von der inneren Dynamik sprechen, wobei die indifferente Einstellung der Schüler zum Lehrer und zum Fach gebrochen wird.

Die vorliegenden Texte haben noch einen gemeinsamen Zug: Es wimmelt dort von den umgangssprachlichen und saloppen Wörtern und Wendungen, die den beiden Texten Expressivität verleihen. Der Unterschied besteht aber darin, dass in „Protokolle“ diese Lexik ausschließlich von den Jugendlichen gebraucht wird, wobei in „Eine ganz alltägliche Geschichte“ im Jugendjargon sowohl die Schüler als auch ihr Lehrer sprechen. Außerdem fällt es sofort auf, dass im Text 2 knappe, gut überschaubare Sätze bevorzugt werden, während im Text 1 meistens zusammengesetzte Sätze gebraucht sind. Um die Ungewöhnlichkeit und Spannung der Situation im Text 1 zu zeigen, greift der Autor zur Wiederholung: „Deutschlehrer Klein ... betritt den Raum. **Wie immer.**“ „Bedächtig **wie immer** ...“ .

Eine besondere Aufmerksamkeit gilt der Analyse der **Korrespondenz Titel-Inhalt**. Wenn wir den Titel des Textes 1 „Eine ganz alltägliche Geschichte“ mit seinem Inhalt vergleichen, so fällt es auf, dass der Titel des Textes seinem Inhalt gegenübergestellt ist, weil in Wirklichkeit die dort geschilderte Geschichte gar nicht „alltäglich“ ist, wie es aber im Text-Titel heißt. Und der Titel des Textes „Unterrichtsprotokolle ...“ stimmt mit dem Inhalt überein, weil der Text scheint wirklich im Protokoll-Stil gehalten zu sein.

Als nächstes muss man erwähnen, dass im Text 2, **die Schüler** in den Vordergrund treten, während im Text 1 sie im Hintergrund bleiben und **der Lehrer** im Vordergrund steht. Die Schüler im Text 1 werden nicht einzeln, sondern als etwas Ganzes charakterisiert („Die 10 B“ sitzt lässig in den Bänken“), im Text 2 werden viele Schüler mehr oder weniger einzeln charakterisiert („eine große Blonde“, „ein Sitzenbleiber“, „Mädchen mit den türkischen Kopftüchern“).

Ich finde so ein gewagtes Experiment von Hr. Klein, seinen Schülern korrektes Deutsch beizubringen, für wirksam. Insofern kann diese Methode als ein möglicher Tipp für seine Kollegen in ähnlichen Situationen betrachtet werden, was im Text ausbleibt, weil diese Text unvollendet ist.

Man kann den Text 2 als die erste Stunde eines unerfahrenen, schüchternen und unsicheren Lehrers betrachten, den die Schüler negieren, und den Text 2 – als seine zweite Stunde, wo der Lehrer, seriös, ruhig und sicher, schon weiß, wie er die Klasse für sich und sein Fach gewinnen kann.

Anhand dieser zwei Texte sehen wir also, welche Bedeutung dem Lehrer im Leben der ihm anvertrauten Schulkindern zukommt. Der Lehrer ist nicht bloß ein Wissensvermittler, er muss für die Kinder eine Vertrauensperson sein. Und solchen Anforderungen sowie dem Lehrerberuf überhaupt ist bei weitem nicht jeder gewachsen.

«Синтез» двух текстов

Учебно-методические материалы по практике устной и письменной речи
для студентов IV курса факультета немецкого языка

Составитель СВЕТЛАНА ВИКТОРОВНА МУРАТОВА

Редактор Н.И. Морозова

Лицензия ПД № 18-0062 от 20.12.2000

Подписано к печати			Формат 60 x 90 1/16.
Печ. л.	Тираж	экз.	Заказ
Цена договорная			

Типография НГЛУ им. Н.А. Добролюбова
603155, Н. Новгород, ул. Минина, 31а